

„Über allem Geistigen  
und Intellektuellen,  
über die Philosophie  
und Theologie erhaben  
ist die Hilfsbereitschaft  
von Mensch zu Mensch,  
die Aufgabe, Brüder  
zu sein.“

ALBERT SCHWEITZER

Herausgegeben von Daniel Neuhoff, Stefan  
Walther und Einhard Weber; Textbeiträge von  
Günter Altner, Edith Fischer, Erich Fromm,  
Paul Gerhardt, Ulrike Hänisch, Richard Kik,  
Toni van Leer, Verena Mühlstein, Walter Munz,  
Mathias Schüz, Rhena Schweitzer-Miller,  
Jean-Paul Sorg, Harald Steffahn, Marie  
Woytt-Secretan und Karl Zimmermann.

 Deutscher Hilfsverein  
ALBERT SCHWEITZER  
SPITAL LAMBARENE

ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 105 2013

ISBN 978-3-9815417-0-0



ALBERT SCHWEITZER  
RUNDBRIEF NR. 105

**Albert Schweitzer**  
**Hundert Jahre Menschlichkeit**  
JAHRBUCH 2013 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER  
ZUM 100. JUBILÄUM DER SPITALGRÜNDUNG IN LAMBARENE

# Albert Schweitzer Hundert Jahre Menschlichkeit

JAHRBUCH 2013 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER



RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 105 DES DEUTSCHEN HILFSVEREINS FÜR DAS ALBERT-SCHWEITZER-SPITAL IN LAMBARENE E. V. FRANKFURT AM MAIN, ZUM 100. JUBILÄUM DER SPITALGRÜNDUNG IN LAMBARENE DURCH ALBERT UND HELENE SCHWEITZER BRESSLAU IM JAHR 1913. HERAUSGEGEBEN VON DR. DANIEL NEUHOFF, DR. STEFAN WALTHER UND DR. EINHARD WEBER, FRANKFURT AM MAIN, MAI/JUNI 2013

SCHIRMHERR DES JUBILÄUMSJAHRES: DR. FRIEDRICH SCHORLEMMER

*Albert Schweitzer und Helene Schweitzer Bresslau (Fotografien mit Originalwidmung)*

Mit einem Vorwort von Daniel Neuhoff; Textbeiträge von Günter Altner, Edith Fischer, Erich Fromm, Paul Gerhardt, Ulrike Hänisch, Richard Kik, Toni van Leer, Verena Mühlstein, Walter Munz, Mathias Schüz, Rhena Schweitzer-Miller, Jean-Paul Sorg, Harald Steffahn, Marie Woytt-Secretan und Karl Zimmermann.

# Inhalt

## ALBERT-SCHWEITZER-RUNDBRIEF NR. 105

### JAHRBUCH 2013 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER

Daniel Neuhoff	Vorwort	6	Rhena Schweitzer-Miller	Das Albert-Schweitzer-Spital Lambarene 1965 <b>Rundbrief Nr. 81 – November 1995, S. 7 bis 12</b>	63
Richard Kik	Vorwort zum ersten Rundbrief aus dem Jahre 1947 <b>Rundbrief Nr. 1 – August 1947, S. 1 bis 5</b>	9	Harald Steffahn	Schweitzer – sperrig, unbequem, „gefährlich“ <b>Rundbrief Nr. 85 – November 1997, S. 32 bis 41</b>	70
Toni van Leer	Kinder und Tiere in Lambarene <b>Rundbrief Nr. 5 – Juni 1954, S. 36 bis 39</b>	11	Verena Mühlstein	Helene Schweitzer Bresslau, eine Pionierin der Sozialarbeit <b>Rundbrief Nr. 86 – Juni 1998, S. 24 bis 26</b>	80
Karl Zimmermann/ Paul Gerhardt	Gedenkfeier anlässlich der Bestattung von Helene Schweitzer Bresslau <b>Rundbrief Nr. 11 – August 1957, S. 4 bis 11</b>	15	Marie Woytt-Secretan	Vor fünfzig Jahren hielt Albert Schweitzer die Gedenkrede zu Goethes hundertstem Todestag – Erinnerungen einer Mitarbeiterin <b>Rundbrief Nr. 88 – Juni 1999, S. 29 bis 31</b>	84
Edith Fischer	Ein Festtag in Lambarene <b>Rundbrief Nr. 33 – Oktober 1970, S. 20 bis 23</b>	24	Erich Fromm	Die Zwiespältigkeit des Fortschritts <b>Rundbrief Nr. 94 – Juni 2002, S. 69 bis 73</b>	87
Walter Munz	Lambarene 1981 – Das alte Spital in neuer Gestalt <b>Rundbrief Nr. 51 – Mai 1981, S. 21 bis 32</b>	29	Jean-Paul Sorg	Albert Schweitzers Kulturphilosophie <b>Rundbrief Nr. 95 – Juni 2003, S. 118 bis 127</b>	93
Rhena Schweitzer-Miller	Mein Vater Albert Schweitzer <b>Rundbrief Nr. 58 – November 1984, S. 9 bis 13</b>	41	Günter Altner	Ehrfurcht vor dem Leben in der Überlebenskrise heute <b>Rundbrief Nr. 96 – August 2004, S. 22 bis 26</b>	102
Mathias Schüz	Albert Schweitzer und Carl Friedrich von Weizsäcker. Die Einheit des Wirklichen als Ausgangspunkt sittlichen Handelns – Kritik am Anthropozentrismus der traditionellen Ethik <b>Rundbrief Nr. 61 – Mai 1986, S. 45 bis 50</b>	48		Anhang	
Ulrike Hänisch	Tübingen – Einweihung der Albert-Schweitzer-Kirche <b>Rundbrief Nr. 62 – November 1986, S. 60 bis 65</b>	55		Zu den Rundbriefen	108
				Autorenverzeichnis	109
				Impressum	112

# Vorwort

## Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Es ist uns eine große Freude, Ihnen im Albert-Schweitzer-Jubiläumsjahr 2013 eine Auswahl von Beiträgen aus dem reichen Fundus der Albert-Schweitzer-Rundbriefe zu präsentieren. Diese seit 1947 erscheinenden Schriften sind eine unschätzbare Quelle für einzigartige Zeitzeugnisse aus dem Leben des „Grand Docteur“. Paradigmatisch hierfür ist das umseitige Zitat von Martin Luther King, das in einem dieser Rundbriefe erschien.

Wir hoffen, dass die Lektüre Ihnen eine Quelle der geistigen Inspiration und emotionalen Erbauung sein wird.

## Für die Editoren

Daniel Neuhoff

„Mit Albert Schweitzer verschwindet einer der hellsten Sterne am menschlichen Firmament. Seine lange und reiche Laufbahn als Wissenschaftler und als Wohltäter der Menschheit bildet eines der Heldengedichte des 20. Jahrhunderts. Es wird die zukünftigen Generationen inspirieren. Er war eine der seltenen großzügigen Seelen in der Geschichte, die sich dem Wohle anderer widmen.“

MARTIN LUTHER KING

**RICHARD KIK**

# Vorwort zum ersten Rundbrief aus dem Jahre 1947

AUS: RUNDBRIEF NR. 1 – AUGUST 1947, S. 1 BIS 5

*„Über allem Geistigen und Intellektuellen, über die Philosophie und Theologie erhaben ist die Hilfsbereitschaft von Mensch zu Mensch, die Aufgabe, Brüder zu sein.“*

Liebe Schweitzerfreunde,

unter dem Motto dieses Wortes von Albert Schweitzer wollen sich Freunde und Verehrer von früher und neu Hinzukommende zu einem freien, innerlich verbundenen Freundeskreis zusammenfinden.

In dem Aufruf, der im Jahre 1929 zu einem ersten Zusammenschluß von Freunden führte, stand der Satz:

*„Albert Schweitzers Sammelbüchse für die afrikanischen Brüder ist eine Sammellinse, welche die Strahlen der Humanität aus allen Weltteilen und von allen Nationen in einem Brennpunkt vereinigt.“*

Die Freunde, die sich damals und im Laufe der Jahre zusammenfanden, waren glücklich, in seine Sammelbüchse eine wenn auch nur bescheidene Spende als Symbolgabe legen zu dürfen, bis der über Europa hin rasende Krieg dies unmöglich machte. Durch lange Jahre hindurch konnten nur noch die guten Gedanken und Wünsche den Doktor bei seinem helfenden Wirken in Afrika begleiten.

Nun da der dunkle Schleier des Schweigens, der sich über seinen Namen und sein Wirken für das deutsche Volk gelegt hatte, wieder gelüftet ist, kann die Verbindung mit Albert Schweitzer und seinem Werk neu geknüpft werden. Unser Volk selbst befindet sich in einer unaussprechlich äußeren und inneren Not, die es unmöglich macht, in seine Sammelbüchse wieder Gaben zu legen.

TONI VAN LEER

# Kinder und Tiere in Lambarene

AUS: RUNDBRIEF NR. 5 – JUNI 1954, S. 36 BIS 39

Es soll und wird aber die Aufgabe der Schweitzerfreunde sein: ihr eigenes Leben unter die Verpflichtung und Verantwortlichkeit der Not und des Leids und des Elends, wo und in welcher Gestalt es sich zeigt, zu geben; dem Mitfühlen, dem Verstehen, dem Mitleiden ein hilfsberechtigtes Handeln und Tun folgen zu lassen, und das unselige und fast zur Gewohnheit gewordene Neben- oder Gegeneinander der Menschen unserer Zeit zu einem deutlichen Mit- und Füreinander zu machen.

Zu diesem Tun mahnt uns des Doktors Vorbild: Sein Leben, sein Wirken, seine Worte mögen uns die Kraftquelle sein, aus der Mut, Vertrauen und die Kraft fließt *„die keinen Lärm macht und doch da ist und wirkt“*.

Wir wollen unser tägliches Handeln unter die ethischen Gedanken des Doktors stellen und uns von ihm sagen lassen: *„Um aus dem Sinnlosen, das uns gefangen hält, wieder zum Sinnvollen zu gelangen, gibt es keinen anderen Weg, als daß ein Jeder wieder auf sich selbst zurückkehrt, und daß wir alle miteinander darüber nachdenkend werden, in welcher Weise sich unser Wille zum Wirken und zum Fortschritt aus einem Sinn, den wir unserem Leben und dem Leben um uns herum geben, herleitet.“*

Und wir wollen uns immer wieder in unserer Seele der Worte erinnern, die sein Buch „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“ beenden:

*„In dieser Zeit, wo Gewalttätigkeit in Lüge gekleidet so unheimlich wie noch nie auf dem Throne der Welt sitzt, bleibe ich dennoch überzeugt, daß Wahrheit, Liebe, Friedfertigkeit, Sanftmut und Gütigkeit die Gewalt sind, die über aller Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe, der Wahrheit, der Friedfertigkeit und der Sanftmut rein und stark und stetig genug denken und leben ... Was ein Mensch an Gütigkeit in die Welt hinausgibt, arbeitet an den Herzen und an dem Denken der Menschen. Unser törichtes Versäumnis ist, daß wir mit der Gütigkeit nicht ernst zu machen wagen. Wir wollen die große Last wälzen, ohne uns des die Kraft verbundertfachenden Hebels zu bedienen. Eine unermessliche tiefe Wahrheit liegt in dem phantastischen Worte Jesu: ‚Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen‘“.*

Es sind immer viele Kinder aller Alter im Schweitzer-Spital. Manche sind sehr krank, manche mutterlos, manche ausgesetzt, manche leprakrank. Ich schreibe hier von denen auf der Kinderstation, den Waisen und den Rekonvaleszenten. Wenn man die sauberen kleinen lachenden Gesichter sieht, hat man kaum einen Begriff von den Tragödien, die hinter vielen von ihnen liegen.

Da ist der kleine Joseph, sein ursprünglicher Name ist Kola-Kola. Seine Mutter hat weit vorgeschrittene Lepra, und er selbst war ein schwaches unterernährtes Kerlchen. Nach einigen Jahren guter Pflege ist er nun ein gesunder lustiger kleiner Bursch, der jetzt zu seinem Vater in sein Dorf zurückkehren kann. Seine Mutter muß zur Behandlung im Spital bleiben.

Dann ist da Jacques, ein kleiner Junge mit einem strahlenden Lächeln. Suzanne (die eingeborene Helferin in der Kinderstation und bei Geburten) fand ihn beinahe verhungert und ganz vernachlässigt in einem Dorf. Jetzt ist er ein fröhlicher, kleiner Schlingel und immer zum Helfen bereit. Wenn ein Boot mit kranken Menschen ankommt und Zuteilungen und Vorräte in das Vorratshaus getragen werden müssen, läuft der kleine Junge, um zu helfen, und Bananen zu tragen. Das größte Lob für ihn ist, wenn man ihm sagt, daß er dem „Alten Doktor“ hilft. Dann ist er voll Stolz und Freude und sein kleines Gesicht erstrahlt in Lächeln.

Maria ist ein Waisenkind. Ihre Großmutter brachte sie ins Spital, damit sie stark und gesund würde und eventuell in das Dorf zurückkehren und sich nützlich machen könnte. Einstweilen wartet der Großvater auf die Rückkehr seiner Frau, damit sie ihm beim Umgraben seiner Anpflanzungen helfe. Der Doktor will Maria erst ins Dorf zurückkehren lassen, wenn sie kräftig genug zum Arbeiten ist. So ergeben sich Schwierigkeiten und es fließen Tränen.

Der kleine Peter, der jetzt anfängt zu gehen, hat keine Angehörigen.

Niemand kennt seine Eltern, und niemand erhebt Anspruch auf ihn. Nachts sorgt eine Eingeborene für ihn als Gegenleistung für einen kleinen Lohn, den der Doktor ihr gibt.

N'Zengui wurde sterbend zu uns gebracht. Sowohl er als auch seine Mutter litten an einer schweren Vergiftung. Die Mutter ist jetzt vollkommen lahm, und man fürchtet, daß auch N'Zengui lahm werden würde, aber dank der Pflege und der Arzneimittel kann er sich jetzt langsam auf seinen kleinen, mageren Beinen umherbewegen.

Jeanette ist eine Waise. Ihre Mutter starb wenige Tage nach ihrer Geburt in ihrem Dorfe, und ihre Großeltern waren verständig genug, sie ins Spital zu bringen in unsere Pflege.

Unter den Säuglingen ist H'Bange Francois, dessen Mutter bei seiner Geburt starb. Seine Zwillingschwester lebte nur einen Tag. Wochenlang hatten wir keine Hoffnung, daß der kleine Francois am Leben bleiben würde, aber jetzt ist er ein prächtiges fünf Monate altes Baby.

Unser größtes Sorgenkind ist Murre. Sie wurde im Spital geboren und ihre Mutter ist eine Leprakranke. Ihr Vater war tuberkulös, er starb eine Woche nach ihrer Geburt. Das Kind wurde sofort isoliert, aber der Doktor entdeckte, daß sie auch tuberkulös war. Dank unserer Pflege und der wunderbaren neuen Heilmittel fängt sie an, Fortschritte zu machen.

Die Kinderstation ist glücklicherweise dem Hauptgebäude angebaut, so daß ich mitten unter meinen anderen Pflichten ein Auge auf die Kleinen dort haben kann. Suzanne sorgt für die Bäder der Kinder.

Die eingeborenen Frauen sind unwissend und verstehen nicht, wie wichtig es ist, daß die kleinen Kinder nachts warm gekleidet sind, daß sie trocken gehalten werden müssen, und daß man sie in der Regenzeit und überhaupt zu keiner Zeit in feuchten Tüchern liegen läßt. Sie selbst baden im Fluß und ziehen ihre Kleider über die nassen Körper an. Aber die Kinder leiden an Erkältungen und Lungenentzündungen und vermehren so die Arbeit der Schwestern und der Ärzte.

Wir müssen die Frauen lehren, auf die Ernährung ihrer Kinder zu achten, ihnen regelmäßige Mahlzeiten zu geben und diese Mahlzeiten auch gut gekocht und richtig warm. Oft findet man die Helferinnen auf Decken schlafend, während die Babies auf dem nackten Fußboden liegen.

Bei schönem Wetter spielen die Kinder natürlich im Freien, aber sie ha-

ben ein Spielzimmer, wo sie bei schlechtem Wetter spielen. Sie haben auch ein Spielstälchen und kleine Betten, wo sie ihren Mittagsschlaf halten können.

Dr. Schweitzers Spital sorgt nicht nur für kranke Menschen, sondern auch für kranke Tiere. Fast jede Pflegerin hat auch irgendein Tier zu betreuen, und dies ist für uns mitten unter unseren anderen Pflichten eine beglückende Zerstreuung.

Ich selbst habe drei; Thekla, Isabella und meine kleine Zibetkatze. Die beiden ersteren sind Wildsäue, eine große und eine kleine. Thekla ist jetzt schon anderthalb Jahre bei uns; sie wurde uns klein und schwach von einem eingeborenen Jäger gebracht, der ihre Mutter geschossen hatte. Jetzt ist sie stark und voller Possen. Ich will Ihnen einen ihrer Streiche erzählen.

Es war ein schöner, sonniger Tag, und ich ging zufällig an der Hütte eines Eingeborenen vorüber. Da sah ich mein kleines Schwein voller Neugierde einen weißen Gegenstand anstarren. Es war ein Topf, der in der Sonne trocknete. Thekla liebt weiße Gegenstände, sie steckte sofort die Schnauze in den Topf und hob ihn hoch über ihren Kopf. Sie fing an voller Entzücken in der Stube zu tanzen, so wie das Frauen voller Stolz tun, wenn sie einen neuen Hut aufhaben. Die Umstehenden brachen in Gelächter aus, und die Eingeborenen kamen aus ihrer Hütte, um zu sehen, was los war und ihr Eigentum wieder zurückzubekommen – wenn möglich. Nach einem schönen Bad im schlammigen Teich hat Thekla eine große Vorliebe für unsere weißen Schürzen und weißen Strümpfe.

Sie und Isabella sind große Freundinnen. Isabella steigt auf Theklas Rücken und schläft dort ein. Erst kam Isabella als halbverhungertes Wesen zu uns, aber Thekla nahm sich ihrer in ganz mütterlicher Art an, erlaubte ihr sogar aus ihrer Schüssel Suppe zu schlürfen, teilte die guten Stücke mit ihr und freute sich mit anerkennendem Grunzen.

Die kleine Zibetkatze zeigt ganz andere charakteristische Züge. Sie kann zärtlich sein, aber auch voller Possen und Zerstörungslust. Sie schläft oben auf dem Moskitonetz in meinem Zimmer, aber nichts ist sicher vor ihr. Wenn ich irgend etwas herumliegen lasse, seien es Papiere oder Nähgarn, kann ich mich auf Verdruß gefaßt machen.

Eine Schweizer Pflegerin versorgt drei Schimpansen. Fifi ist die kleinste, und da sie ganz jung ist, macht sie ihrer Pflegemutter nicht zu viel Mühe.

Untertags schläft sie in ihrer mit Blättern gefüllten Kiste. Bei Nacht trägt sie eine Art Nachthemd, aus dem nur ihr Kopf herausguckt. Ihre Hauptnahrung sind Bananen, obgleich sie zuerst mit Milch gefüttert wurde, aber jetzt hat Fifi angefangen Fisch gern zu mögen. Es war amüsant sie eines Tages zu beobachten, wie sie versuchte, einer Katze Fisch zu stehlen, als aber die Katze sich gegen sie wandte, zog sich Fifi sehr schnell zurück.

Dann sind da noch unsere Antilopen mit ihren schönen, sanften Augen und die munteren Papageien, die so prachtvoll unsere menschlichen Stimmen nachahmen können.

Thekla und unser Hund Misere sind große Freunde und es ist eine Freude die zwei zusammen zu sehen mit Isabella, alle drei fest schlafend.

KARL ZIMMERMANN – PAUL GERHARDT

# Gedenkfeier anlässlich der Bestattung von Helene Schweitzer Bresslau

AUS: RUNDBRIEF NR. 11 – AUGUST 1957, S. 4 BIS 11

Mittwoch, den 5. Juni 1957, im Krematorium in Zürich

*Orgel-Eingangsspiel*

*Choral-Vorspiel*

„*Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ*“ von Johann Sebastian Bach

Ansprache von Karl Zimmermann, Pfarrer am Neumünster in Zürich

*Des Menschen Tage sind wie das Gras;  
er blüht wie die Blume des Feldes:  
wenn der Wind darüber geht, ist sie dahin,  
und ihre Stätte weiß nichts mehr von ihr.  
Aber die Gnade des Herrn wäbrt immer und ewig  
und seine Treue auf Kindeskinde  
bei denen, die seinen Bund halten  
und seiner Gebote gedenken durch die Tat.*

Christus spricht: „*Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander lieben sollt, wie ich euch geliebt habe. Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe habt untereinander.*“

„*Ihr wißt, daß die Fürsten über die Völker herrschen und die Großen über sie Gewalt ausüben. Aber unter euch soll es nicht so sein, sondern wer unter euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer unter euch der Erste sein will, der sei aller Knecht. Gleich wie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben gebe zum Lösegeld für viele.*“



Die Gnade Gottes sei mit uns durch unseren Herrn Jesus Christus, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat.

Im Herrn Geliebte!

Der allmächtige Gott, der Herr unseres Lebens, hat aus dieser Zeit in die Ewigkeit abgerufen unsere liebe Frau

*Helene Schweitzer, geb. Bresslau*

Gattin von Dr. Albert Schweitzer, wohnhaft in Lambarene. Sie ist von ihrer Müdigkeit befreit worden im Alter von 78 Jahren, 4 Monaten und 7 Tagen.

Wir haben uns hier zusammengefunden, um unserer lieben Verstorbenen noch einmal gemeinsam zu gedenken. Ihren Leib übergeben wir der Auflösung, ihre Seele aber wissen wir geborgen in Gottes barmherziger Vaterhand. Der Aufblick zu Gott stärke und segne uns, und die dankbare Erinnerung an die liebe Heimgegangene verbinde uns alle! Gott schenke euch Leidtragenden, schenke unserem lieben Albert Schweitzer, all den Segen, den er in Zeiten schmerzlichen Verlustes für uns bereit hält, wenn wir ihn darum bitten.

Und euch Mittrauernden lassen die Hinterbliebenen unserer Verewigten herzlich danken für die Gemeinschaft, die ihr ihnen in dieser Stunde durch eure Anwesenheit erweisen wollt.

*„Keiner von uns lebt sich selber, und keiner von uns stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, ob wir leben oder sterben, sind wir des Herrn.“*

*„Wir sind gewiß, daß weder Leben noch Tod, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn.“*

Paul Gerhardt singt von uns Menschen:

*Ich bin ein Gast auf Erden  
und hab' hier keinen Stand;  
der Himmel soll mir werden,  
da ist mein Vaterland.  
Hier muß ich Unrub haben,  
hier reis' ich ab und zu;  
dort wird mein Gott mich laben  
mit seiner ew'gen Rub'.*

*Ich habe mich ergeben in alles Glück und Leid.  
Was will ich besser leben  
in dieser Sterblichkeit?  
Es muß ja durchgedrungen,  
es muß gelitten sein;  
wer nicht hat wohl gerungen, geht nicht zur Freude ein.*

*So will ich zwar nun treiben  
mein Leben durch die Welt,  
doch denk' ich nicht zu bleiben  
in diesem fremden Zelt.  
Ich wandre meine Straße,  
die zu der Heimat führt,  
da mich in vollem Maße  
mein Vater trösten wird.*

Liebe Leidtragende und Mittrauernde!

In tiefster Bewegung haben wir uns heute hier zusammengefunden, um ein letztes Mal im großen Kreis unserer lieben Frau Dr. Schweitzer zu gedenken. Am Samstag vor acht Tagen ist sie in Zürich angekommen, sehr müde von ihrem letzten Aufenthalt in Äquatorialafrika und stark mitgenommen von der Luftreise nach Paris, und schon am letzten Samstag ist

sie entschlafen, ganz unerwartet rasch für euch alle. Wir wissen, welch ein unendlich trauriges Erlebnis das für ihren Gatten ist, mit dem wir uns in dieser Stunde herzlich verbunden wissen über alle äußerlich trennenden Fernen hinweg. Wie sehr wünschen wir ihm, er möge auch die Last dieses Leides noch auf sich nehmen zu den anderen Lasten hinzu, die er zu tragen hat, und möge sie meistern in der Kraft des Geistes, die Gott für ihn bereit hat.

Doch wir alle haben einen großen Verlust erlitten! Ihr nächsten Angehörigen zumeist, die ihr eure geliebte Mutter und Großmutter nun gesund zu pflegen und zu betreuen hofftet, und ihr anderen, die ihr der teuren Verstorbenen irgendwie nahegestanden habt; aber auch wir alle, die wir ein wenig zur Weltgemeinde Albert Schweitzers gehören dürfen. Was sie ihrem Gatten war, das war sie auch seinem Werk; und was sie für sein Werk getan hat, das hat sie auch für uns getan, und dafür sind wir ihr von ganzem Herzen dankbar. Doch nicht die Trauer und Klage sollen in dieser Stunde das Wort führen – das wäre weder im Sinn unserer Verewigten, noch ihres Gatten. Nein, wir wollen ihr Leben, ihr zeitliches und ewiges Los, in den Rahmen hineinstellen, in den es gehört, und dieser Rahmen wird uns aufgezeigt durch das Bibelwort, das unsere Heimgegangene bei ihrer Konfirmation als Geleitspruch für ihr Leben erhalten hat, und das in einer so merkwürdigen Weise auch auf sie zugetroffen und Erfüllung gefunden hat in ihrem Wirken. Es ist jenes große Bekenntnis aus dem 1. Johannesbrief, Kapitel 4, Vers 16: *„Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“* Gott! Liebe Freunde, um Gott geht es, auch in dieser Stunde. Und um seine Liebe, die er uns in Christus kundgetan hat. Und darum geht es, daß seine Liebe in uns Menschen Gegenliebe wecken will, und daß diese unsere Liebe sich nicht nur auf ihn zu richten hat, sondern auch auf unsere Mitmenschen, unsere Brüder und Schwestern, seine Kinder.

Und so wollen wir in dieser Stunde zunächst einfach Gott danken für alles, was er an unserer lieben Entschlafenen getan hat und was er sie hat wirken lassen in seiner Kraft. Er, der sie geschaffen hat, sein Schöpferwort über ihr gesprochen; er, der ihr ihre reichen Gaben mitgeschenkt hat auf ihren Lebensweg, der sie geführt hat durch das Auf und Ab ihres Frauenlebens, der ihr die Kraft gegeben hat, all das zu bestehen, was an sie he-

rantrat an Glück und Leid. Der ihr vor allem die Grundeinstellung gab, welche ihr Leben bestimmte und welche sie zu erfüllen suchte. Und er, der sie nun zu sich heimgeholt hat in seine ewige Welt, und doch wohl zur rechten Zeit, und doch wohl so, daß wir auch für diese rasche Erlösung, die ihr zuteil geworden ist, ihm in dieser Stunde danken wollen. Und er, der nun für sie bereit hat jenes Unsagbare, von dem wir Menschen nur in schwachen Ahnungen etwas spüren, nur in unzulänglichen Bildern etwas stammeln können: ewiges Leben.

Er, der nicht will, daß wir, seine Menschenkinder, im Tod vernichtet werden, sondern der die Macht hat, uns hinüberzuführen durchs dunkle Tal auf die Auen der Ewigkeit. Er, der uns vor sein Gericht stellt – wir müssen uns vor ihm verantworten für alles, was wir tun und lassen. Auch sie, unsere liebe Verstorbene, steht vor ihm mit der ganzen Summe ihres Lebens; und auch sie steht vor ihm als das Menschenkind, das sie war. Und gelt, das wissen wir, kein Mensch ist vollkommen, und wir alle sind angewiesen auf Gottes Gnade, auf die Vergebung unserer Schuld. So auch sie. Aber das ist ja das Wundervolle, daß wir an ihrem Sarg, und daß wir auch im Blick auf uns sprechen dürfen von jener Liebe Gottes, die das Wunder aller Wunder ist.

Gott ist die Liebe, und diese Liebe kennt Erbarmen, und diese Liebe streckt ihre Hände nach uns Menschen aus und will uns das Vaterhaus öffnen, wenn wir versucht haben – es bleibt ja immer beim bloßen Versuch – wenn wir uns bemüht haben, seinen Willen ein wenig zu tun, wenn wir ihn gesucht haben mit unserem ganzen Herzen, und wenn wir nicht nur uns selber kannten und wenn unser Leben nicht nur um sich selber kreiste, sondern wenn wir ein Auge und ein Herz und eine hilfsbereite Hand hatten für unsere Mitmenschen. Und daran war das Leben unserer lieben Verstorbenen außergewöhnlich reich. Dafür danken wir Gott vor allem, der sie so geschaffen hat, wie sie war, aber um dessentwillen hoffen wir auch auf sein Erbarmen und sind wir dessen gewiß, daß sie aufgehoben ist in seinen Armen immerdar. Und dieser Glaube mag euch trösten, und dieser Glaube mag ihrem lieben fernen Gatten die Kraft geben, seinen Weg weiterzugehen, wie er sie hatte bis zu dieser Stunde.

Und nun wollen wir ihr, unserer lieben Entschlafenen, einfach danken für alles, was sie gewirkt hat in lebenslangem, rastlosem Dienst an ihren

Mitmenschen. Wir wollen einen kurzen Blick auf ihr Leben werfen, so wie es mir von ihrer Tochter in den großen Zügen geschildert worden ist. Wir wollen es in jener Schlichtheit und Zurückhaltung tun, die unsere liebe Verstorbene selber zweifellos für diese Stunde gewünscht haben würde.

Unsere liebe Frau Helene Schweitzer ist am 25. Januar 1879 in Berlin zur Welt gekommen als Tochter von Harry und Karoline Bresslau. Ihr Vater wirkte damals als Privatdozent für Geschichte an der Berliner Universität. Zusammen mit zwei Brüdern ist sie herangewachsen, die ihr freilich beide bereits im Tod vorangegangen sind.

Im Jahr 1890, als Helene Bresslau elf Jahre zählte, siedelte die Familie nach Straßburg über, wohin der Vater als Professor für mittelalterliche Geschichte berufen wurde. Und in Straßburg hat unsere liebe Verstorbene eine glückliche Jugendzeit verlebt und durfte die reichen Geistesgaben entwickeln, die sie mit ins Leben gebracht. Zuerst bildete sie sich als Lehrerin aus, doch aus Angst, sie könnte die Kinder nicht gerecht genug behandeln, sie könnte die Begabteren den weniger Begabten vorziehen, verzichtete sie darauf, ihren Beruf auszuüben, und schon dieser kleine, bezeichnende Zug läßt uns ja einen Blick in ihr ganzes Denken und Urteilen hinein tun.

Sie unternahm Reisen nach England und Rußland, und dann wandte sie sich der sozialen Fürsorge zu und amtete während längerer Zeit als städtische Waisenflegerin in Straßburg.

Im Jahre 1902 lernte sie, die Dreiundzwanzigjährige, Albert Schweitzer kennen, und nach zehnjähriger Freundschaft reichte sie ihm am 2. Juni 1912 die Hand zur Ehe. In Günsbach wurden sie getraut durch den Schwager Albert Schweitzers, Albert Woytt.

Damals bereits stand über den beiden jungen Menschen der Ausblick offen auf das zukünftige Werk in Lambarene. Vorher aber, in den zehn Jahren jener Freundschaft, hat unsere liebe Verstorbene ihrem künftigen Gatten sehr viel geholfen mit Erledigung schriftlicher Arbeiten, und vor allem hatte sie auch seinen Plan von Anfang an verstanden, gebilligt, gefördert und ihn bestärkt, fest zu bleiben im Kampf gegen den Sturm von Erstaunen und Mißbilligung, den sein Vorhaben in weiten Kreisen entfesselte.

Im Hinblick auf Lambarene bildete sich die junge Frau auch noch als Schwester aus. Sie heiratete nicht nur den Menschen Albert Schweitzer, sondern auch das Werk, zu dem er berufen war, im Tiefsten mit ihm ver-

bunden in der Überzeugung, wir Menschen, und wir Europäer im Besonderen, hätten so vieles empfangen, daß wir dafür auch zu leisten hätten, was uns möglich sei, und gut zu machen, was an unterentwickelten Völkern gefrevelt worden ist und noch gefrevelt wird. Wir sind Haushalter – Haushalter der mannigfaltigen Gaben, die Gott uns geschenkt hat, Haushalter, die mit den Kräften des Leibes und der Seele zu wirken haben im Dienst Gottes, am Wohl unserer Mitmenschen; das war die gemeinsame Grundüberzeugung, die Albert Schweitzer und seine Gattin verband.

Am Karfreitag 1913 reisten sie aus nach Äquatorial-Afrika; unter dem Glockengeläute der Günsbacher Kirche fuhren sie hinweg. Unsere liebe Verstorbene half ihrem Gatten aufbauen. Mit ihm zusammen richtete sie den Hühnerstall als Operationsraum ein und diente ihm als seine erste Operationsschwester. Aber kaum war das Werk ein wenig in Gang, brach die Katastrophe des ersten Weltkrieges über Europa und die ganze Menschheit herein, und im September 1917 wurden Albert Schweitzer und seine Gattin als geborene Deutsche nach Europa verschickt und verbrachten beinahe ein Jahr in den Lagern von Garaison und St. Rémy in Südfrankreich. Dann, nach Beendigung des Krieges, wurde die Rückkehr nach Straßburg möglich.

Am 14. Januar 1919, am Geburtstag von Albert Schweitzer, kam ihr einziges Kind, Rhena, zur Welt. Damit wuchs nun der Mutter eine ganz neue Aufgabe zu. Im Frühling 1920 unternahm der Gatte eine Reise nach Schweden und machte dabei die Entdeckung, daß er durch Orgelkonzerte Geld verdienen und damit seine Schulden abtragen und die Arbeit unter den Schwarzen neu in Aussicht nehmen konnte. Er erhielt in jener Zeit den Ruf an unsere Zürcher Universität, aber unsere liebe Verstorbene teilte seine Überzeugung voll und ganz, er müsse ihn ablehnen um der Aufgabe willen, die seiner in Afrika wartete. Albert Schweitzer selbst hat bekannt: *„Daß sie dieses Opfer brachte, unter diesen Umständen mit der Wiederaufnahme des Wirkens in Lambarene einverstanden zu sein, habe ich nie aufgehört ihr zu danken.“*

Als Albert Schweitzer 1924 wieder nach Afrika reiste, blieb seine Gattin mit ihrer Tochter in Königsfeld im Schwarzwald zurück bis 1933. Da zog sie für vier Jahre nach Lausanne, um ihrer Tochter Gelegenheit zu ihrer weiteren Ausbildung zu verschaffen. Ein kurzer Aufenthalt in Lambarene, der vorangegangen war, hatte sich für sie als gesundheitlich schwierig er-

wiesen. Von 1937 an besaß dann unsere liebe Verstorbene keine dauernde Heimat mehr. Sie ging viel auf Reisen, namentlich auch nach Amerika, wo sie für Lambarene Vorträge hielt und den Grundstein für das amerikanische Hilfskomitee legte. Bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges befand sie sich mit Tochter und Schwiegersohn in Paris, floh mit ihnen nach Südfrankreich und setzte alles in Bewegung, nach Lambarene zu kommen, als sämtliche Grenzen geschlossen waren, und es gelang ihr wider alles Erwarten, über Portugal auszureisen. Am 2. August 1941 war sie wieder bei ihrem Gatten an seiner Wirkungsstätte und blieb dort bis Oktober 1948; denn nach dem Krieg wurden zuerst die erschöpften Pflegerinnen auf Erholungsurlaub geschickt, bevor der Doktor und seine Frau heimkehren wollten. Und sie reisten gleich in die Schweiz, wo der Großvater seine vier Enkel zum ersten Mal sah und taufte. Dann begleitete ihn seine Gattin nach Amerika, später – 1954 – nach Oslo, um den Nobelpreis entgegen zu nehmen, und hernach fuhren sie wieder nach Lambarene, wo unsere liebe Verstorbene den 80. Geburtstag ihres Gatten persönlich mitbegehen konnte. Damals blieb sie sogar länger dort als er selbst. Hernach kehrte sie wieder nach Europa zurück. Die Weihnacht 1955 verbrachte sie noch mit der Familie ihrer Tochter und ihrer Großkinder am Zürichsee, und Anfang Januar 1956 reiste sie zum letzten Mal aus nach Äquatorial-Afrika, um beim Geburtstag ihres Mannes anwesend zu sein. Da blieb sie bis zum 22. Mai dieses Jahres. Doch nun wurde sie müde und litt unter der Hitze. Ihr Gatte hatte schon lange geraten, heimzukehren; sie wollte aber ausharren, um diesen Sommer zusammen mit ihm zurückzureisen. Nun aber erwies sich ein Erholungsaufenthalt doch als unaufschiebbar, und zusammen mit einer holländischen Pflegerin reiste Frau Schweitzer nach Zürich. Aber am letzten Samstag ist die Müdigkeit so groß geworden, daß auf einmal der Körper seinen Dienst versagte und die Seele entließ in Gottes ewige Welt.

Das, liebe Leidtragende und Mittrauernde, ist in großen Zügen der Rahmen, in dem sich dieses Frauenleben des Dienstes und der Hingabe bewegt hat. Ihr, die ihr der lieben Verstorbenen in irgendeiner Weise begegnet seid, ihr wißt, welch eine intelligente und willensstarke Persönlichkeit mit ihr von uns gegangen ist. Eine Frau von regstem, geistigem Leben, mit

ausgezeichneten Sprachkenntnissen, die ihr so sehr dienten in der Arbeit für das Werk ihres Mannes; dabei von Natur aus eher scheu, verschlossen, doch im Gespräch konnte sie sehr lebhaft werden, sobald es um etwas ging, das sie bewegte, und vor allem um die Sache, der sie diente. Sie war ihrem Mann auf ihre Weise ganz gewiß ebenbürtig in ihrer Grundeinstellung zum Menschen, namentlich zum notleidenden Menschen. Das Werk ihres Gatten stand auch als das ihrige ganz im Mittelpunkt ihres Denkens und Tuns; ihr ganzes Wesen war gezeichnet von ihrer großen Uneigennützigkeit. Sie nahm nicht sich selber ernst, sondern das Wohl ihrer Mitmenschen, und sie nahm auch ihre Kräfte dauernd über alles Maß in Anspruch, sie verzehrte sich im Dienst, den sie aus Überzeugung auf sich genommen. Sie wußte, daß sie damit im Dienst Gottes stand, wußte aber auch, woher die Kraft kam, die sie je und je schöpfen durfte.

Nun ist sie von uns gegangen. – Was bleibt uns?

Was uns bleibt, das weiß Albert Schweitzer, und das wissen hoffentlich wir alle. Paulus hat es in jenem großen Wort gesagt:

*„Nun aber bleibt: Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; am größten aber unter ihnen ist die Liebe.“*

Und die Liebe, die größte unter diesen drei Kräften der Seele, sie ist nicht ein sentimentales Gefühl, sondern eine Macht der Verantwortung für unsere Mitmenschen, eine Macht der Verantwortung, die wir spüren müssen als göttlichen Appell. Was ist aber alle menschliche Liebe anderes als der Abglanz von Gottes ewiger Liebe, in der unsere liebe Frau Dr. Helene Schweitzer aufgehoben ist, und wir alle!

Ihm, dem ewigen Gott, sei Dank für alles!

Amen

# Ein Festtag in Lambarene

AUS: RUNDBRIEF NR. 33 – OKTOBER 1970, S. 20 BIS 23

Wer das Glück hat, am 14. Januar in Lambarene zu sein, kann an diesem Tag, dem Geburtstag Dr. Schweitzers, viel Schönes und Interessantes miterleben. Dieses Jahr erhielt der alljährlich hochgehaltene Festtag ein besonderes Gepräge durch die Einweihung von drei neuen Gebäuden, ein wahrhaft erfreulicher Anlaß und Grund genug zum fröhlichen Feiern.

## I. Traditionelles Singen am Grab Dr. Schweitzers

In aller Frühe wurde das Grab Dr. Schweitzers mit roten Weinblättern von seinem Haus in Günsbach geschmückt. Vor dem Frühstück versammelten sich Weiße und Schwarze bei dem kleinen Friedhof. Zuerst sangen die Weißen die traditionellen zwei Geburtstagslieder, dann ließen die Afrikaner ihre schwermütig klingenden Weisen hören. Besonders ergreifend war der Gesang der Kinder vom Lepradorf, deren afrikanischer Lehrer mit viel Liebe und Hingabe dirigierte. Etwas abseits stand eine Gruppe von Biafra-Kindern und lauschte andächtig dem Gesang.

Am Frühstückstisch brannte am Platz Dr. Schweitzers, der immer noch freigehalten wird, eine rote Kerze von schönen Weinblättern umgeben. So wird auch heute noch die Tradition hochgehalten und in Liebe und Verehrung des „grand docteur“ im Hospital gedacht. Ihm zu Ehren waren auch die Einweihungen der neuen Gebäude auf den Geburtstag angesetzt worden.

## II. Einweihung des Schul-, Bibliotheks- und Aufenthaltsgebäudes

Nach dem Frühstück verrichteten die Mitarbeiter nur die nötigsten Arbeiten wie üblich an Feiertagen. Gegen elf Uhr standen Schwarze und Weiße

am Bootsanlegeplatz und vor dem neuen Schul-, Bibliotheks- und Aufenthaltsgebäude bereit für die Ankunft der Gäste. Einige Polizeibeamte waren schon am Morgen eingetroffen, um dafür zu sorgen, daß alles geordnet und reibungslos ablaufen konnte. Eine Mädchenschulklasse erfreute durch Spiel und frisch-fröhlichen Gesang die Kranken und Mitarbeiter des Spitals. Kurz vor elf Uhr legte ein Boot nach dem anderen an und die Ehrengäste wurden von Rhena Eckert-Schweitzer persönlich abgeholt und begrüßt. Im neuen Gebäude war genügend Platz geschaffen, selbst ein Tonband stand zur Aufnahme der Ansprachen zur Verfügung. Dr. Kopp, der derzeitige Chefarzt des Hospitals, hielt die Festansprache. Er würdigte die Verdienste Albert Schweitzers und bat die Anwesenden, sich zu Ehren des „grand docteur“ zu einer Minute des Gedenkens von den Plätzen zu erheben. Dann erklärte er, daß das neue, aus der „Nouvelle Case“ entstandene Gebäude nun auch weiterhin den Namen EMMY HOPF trage. Emmy Hopf hat als Organistin das Geld zum Bau des ersten Hauses gespendet, auf dessen Fundament das in Zukunft für Unterrichtszwecke, als Hobby- und Freizeitraum dienende Gebäude, errichtet worden ist. Es soll auch zur Feiargestaltung Verwendung finden und dazu beitragen, einen noch besseren Kontakt unter dem weißen und schwarzen Spitalpersonal zu vermitteln. Es trägt außer dem Namen Emmy Hopf die Bezeichnung „Cercle Culturel Albert Schweitzer“, und das Spital verdankt es der großzügigen Spende der Vereinigung der Albert-Schweitzer-Freunde in Zürich. Am Einweihungstag waren über hundert Gäste und Mitarbeiter in dem schön ausgestatteten Raum versammelt, der mit dieser ersten großen Feierlichkeit seiner Bestimmung übergeben wurde. Nach Dr. Kopp sprach ein junger afrikanischer Pfleger Worte des Dankes und der Anerkennung.

## III. Einweihung der Zahnklinik

Nach Beendigung des Festaktes im „Cercle Culturel Albert Schweitzer“ begaben sich die Teilnehmer nach Atadie, dem ehemaligen Holzumschlagplatz, wo auf der Anhöhe die neue Zahnklinik erbaut worden ist. Es ist ein wunderschönes, zweistöckiges Haus, luftig gebaut, weiß gestrichen und mit brauner, glänzender Holzverkleidung versehen, die Fußböden sauber ge-

kachelt und die diversen Räume aufs modernste und praktischste für die Tropenverhältnisse ausgestattet. Man hat von hier aus einen bezaubernden Ausblick auf den Fluß und die in der Ferne blau-schimmernden Berge. Die Zahnklinik ist zur Zeit in der Tat das Schmuckstück von Lambarene. Dr. Hilgers, der deutsche Zahnarzt, hat dieses reizvolle durch Entwicklungshilfe der Bundesrepublik und mit Hilfe von Spenden verschiedener Länder zustande gebracht und damit bewiesen, was erreicht werden kann, wenn man mit Mut und Tatkraft eine Sache in Angriff nimmt und beharrlich zu Ende führt. Am Festtag sprach er vor dem Eingang der Klinik zu den versammelten Gästen, dankte allen Mitarbeitern für ihre Unterstützung und vor allem für die großzügige Hilfe von Rhena Eckert-Schweitzer. Dann zerschnitt der Präfekt von Lambarene das an der Eingangstür in den Landesfarben – grün, gelb, blau – gespannte Band und betrat als erster die geschmackvoll dekorierte Vorhalle, die einen direkt vornehmen Eindruck macht. Dr. Hilgers hatte allerhand zu zeigen und alle seine Schätze an Vorratsmaterial bestens arrangiert, sodaß sich jeder von der vorbildlichen, modernen Einrichtung überzeugen konnte. Zuletzt nahmen die Gäste der Zahnklinik einen Aperitif ein, dann begaben sie sich zum dritten einzuweihenden Objekt, dem neuen Biafra-Haus.

#### **IV. Einweihung des Biafra-Hauses**

Für die Errichtung dieses Gebäudes wurde das von früher her noch stehende Gerüst des Sägewerkes benützt. Ein weithin leuchtendes grünes Dach und schöne weiße Zementmauern haben aus dem ehemals offenen, unscheinbaren Arbeitsschuppen ein ansehnliches Haus werden lassen. Der vordem an dieser Stelle sumpfige Boden ist aufgeschüttet worden, so daß für die Kinder ein guter Zugang zum Fluß besteht. Ein kleineres, noch nicht ganz fertiggestelltes Nebengebäude enthält Duschen und Toiletten. In dem großen, weiträumigen Haus sollen außer den bisherigen vierzig Biafra-Kindern noch weitere vierzig untergebracht werden. Es ist sehr erfreulich für die heimatlosen Waisen nun so ein schönes Zuhause zu haben. Ein Biafra-Kind zerschnitt hier das vorgespannte Band an der Tür. Die Gäste nahmen an langen, weißgedeckten, mit roten Blüten geschmückten

Tischen Platz. Zuerst sprach Rhena Eckert-Schweitzer, auf deren Initiative die Errichtung des Gebäudes zurückzuführen ist, ihren Dank an alle Geber aus. Die Spenden für das Biafra-Haus stammen hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten, Norwegen, der Schweiz und vom Albert-Schweitzer-Kinderdorf in Schwäbisch Hall (Deutschland). Weitere Ansprachen hielten Dr. Trensz, der Präsident der Assoziation der Freunde Albert Schweitzers und der Präfekt von Lambarene, der die Verdienste des Hospitals würdigte. Warme Worte des Dankes und Gedenkens an Dr. Schweitzer sprach später der Pfarrer von der protestantischen Kirche in Lambarene.

Der Küchenchef Marcel vom Hospital hatte allerhand gute Sachen zum Essen und Trinken vorbereitet, und alle schmausten nun fröhlich und vergnügt in dem großen festlichen Saal. Zur großen Freude der Gäste führten die Biafra-Kinder dann wunderhübsche Tänze mit Tam-Tam-Begleitung vor. Ganz entzückend war der Anblick, als die Buben mit Baströckchen und Federn im Haar sich rhythmisch im Takt bewegten, in die Knie gingen, sich auf den Boden legten und die braunen Beine wirbelnd durch die Luft schwenkten. Die Mädchen trugen bunte Röckchen und grün-gelb-blaue Schleifen im Haar, auch sie sangen und tanzten überaus reizend. Selbst die kleinsten von ihnen konnten schon exakt im Takt mit klatschen und sich bewegen, Buben wie Mädchen erteten reichen Applaus für ihre Darbietungen. Auch die Schulmädchen sangen wieder ihre Marschlieder und alles klappte aufs Beste. Am Nachmittag verabschiedeten sich nach und nach die auswärtigen Gäste und es wurde alles für den festlichen Ausklang am Abend vorbereitet.

#### **V. Festlicher Abend mit den Afrikanern**

Am Abend dieses denkwürdigen Tages war ein besonderes Fest für die weißen und schwarzen Mitarbeiter des Hospitals und deren Familien vorgesehen. Etwa dreihundert Leute versammelten sich nach Einbruch der Dunkelheit noch einmal im Biafra-Haus. Außen waren einige Lämmer am Spieß gebraten worden – starkgewürzte für die Afrikaner, weniger gepfeferte für die Weißen. Dazu gab es Weißbrot und Bier, und allen schmeckte es offensichtlich aufs Beste.

Die Pflegerinnen schenkten ein und verteilten das Brot, fein säuberlich in Papierservietten eingewickelt, die Männer zerteilten das Fleisch. Es gab ein Hallo und ein vergnügtes Lärmen, wie man es sich kaum lautstärker und lebhafter vorstellen kann. Als auch das letzte Stückchen Fleisch verzehrt war, begann Musik und Tanz. Es war sehr erfreulich zu beobachten, wie anständig und höflich die Afrikaner die Weißen zum Tanz aufforderten und munter im Saal herumschwenkten.

Zum Schluß wurde alles wieder ordentlich aufgeräumt, die übriggebliebenen Vorräte verstaut und nach Mitternacht verstummte der fröhliche Aufruhr in der wunderschönen Ruhe der lauen Tropennacht.

Es gibt sicherlich manche Probleme und Schwierigkeiten im jetzigen Hospitalbetrieb Dr. Schweitzers, aber gerade so ein Festtag läßt erkennen, daß nach Dr. Schweitzers Tod in den letzten viereinhalb Jahren viele Veränderungen stattgefunden haben, die als positiv zu werten sind. Wenn nach Ansicht mancher Kritiker im Hospital die Zustände noch längst nicht so sind, wie sie sein sollten, so darf bei aller berechtigten Kritik doch niemals übersehen werden, daß afrikanische Verhältnisse mit anderen Maßstäben gemessen werden müssen. Ein Urwaldhospital kann naturgemäß keine Mayo-Klinik sein, das ist ja auch nicht unbedingt notwendig. Und wenn man bedenkt und die Möglichkeit hat, sich davon zu überzeugen, was im Lauf der siebenundfünfzig Jahre, seit Dr. Schweitzer das Werk in Lambarene begann, hier geschaffen worden ist, welch ungeheure Arbeitsleistung hinter allem steckt, wie vielen Tausenden von Kranken hier geholfen wurde und alles, was zur Zeit an Notwendigem und Gutem geschieht, dann kann auf jeden Fall alle berechtigte Kritik der positiv zu wertenden Leistung keineswegs die Waage halten.

WALTER MUNZ

## Lambarene 1981 – Das alte Spital in neuer Gestalt

AUS: RUNDBRIEF NR. 51 – MAI 1981, S. 21 BIS 32

### Der große Umzug

Das Werk von Albert Schweitzer war von Anfang an ein Spital, wo die unmittelbaren Bedürfnisse kranker Menschen gestillt wurden und wo gleichzeitig der Weg gesucht werden mußte, wie dies am besten möglich wäre. Das Heilen schloß das Bauen nicht aus, und alle Anstrengung am Krankenbett durfte die Spitalentwicklung nicht bremsen, wobei kein Zweifel darüber bestand, daß im Entscheidungsfall das direkte menschliche Helfen den Vorrang hatte vor dem Bauen. Daß dieses Nebeneinander oft mühsam war, wußte der alte Doktor aus langer Erfahrung, und gelegentlich seufzte er, er könne nicht so restlos Arzt sein, wie er möchte, da er zu oft Baumeister sein müsse. Lambarene war in allen 68 Jahren seiner Geschichte nie fertig, sondern eine ständige Aufgabe von Erweiterung, Verbesserung oder Reparatur. Wenn zusätzliche Häuser fertig waren, mußte der Garten neu bebaut werden, und wenn dieser blühte und Frucht trug, war das Spitalufer gegen die Erosion durch den Fluß zu schützen. Wie im Materiellen, so ist auch im Geistigen ein unablässiges Bauen an der schwarz-weißen Gemeinschaft nötig, an ihrem kranken und an ihrem pflegenden Teil, denn Sonne, Regengüsse und Erosion wirken auch hier, so daß eine tägliche Anstrengung nötig ist als Antwort auf die Bedürfnisse und möglichen Störungen. Diese Anstrengung muß von jedem Einzelnen in seinem Wirkungsfeld übernommen werden.

Wandel und Neugestaltung waren also in Lambarene immer vorhanden, doch zeigten sie sich wohl noch nie so einschneidend wie in diesen Jahren 1980/81. Es war der Auszug aus einem alten, liebgewordenen und schicksalsschweren Krankendorf, und der Einzug in ein neues Spitalquartier mit

einer Gestalt von heute, mit breiteren Wegen, helleren Räumen und mit weißen Kacheln, aber noch ohne Geschichte und Verdienste, ein Spital, das erst beseelt werden mußte. Manche Freunde in Europa und wenige alte Leute in Lambarene hingen zunächst begreiflicherweise pietätvoll oder wehmütig oder zu „traulich eingewohnt“ am alten Spital, konnten oder wollten ans Neue nicht glauben. Die Zeit ist aber anders geworden, überall und ganz gewiß auch in Afrika. Ein Vers von Hermann Hesse, aus seinem Gedicht „Stufen“, mag gut hierher passen:

*„Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise  
und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen –  
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,  
mag lähmender Gewöhnung sich entrafen ...“*

Eine lähmende Gewöhnung mitten im vitalen Anspruch der afrikanischen Nöte ist zwar kaum möglich, aber die neue Zeit verlangt mit Recht Antworten auf die Fragen von heute.

Schon jetzt, nach nur wenigen Monaten Arbeit im neuen Spital, finde ich die Seele auch hier reichlich vorhanden, denn sie liegt in den Menschen, die Hilfe suchen, und in jenen, die Hilfe geben, und nicht an Häusern und Wegen. Das Seele-Geben ist unsere Aufgabe.

Das neue Spital ist übrigens so gebaut, daß viel Wesentliches von früher als kostbares Gut hinein gerettet ist in die Zukunft: z. B. begleitet das gesunde Familienmitglied auch im neuen Spital sein krankes Kind oder die fiebernde Mutter oder den geschwächten Vater und Großvater, und dieser Gardien kocht für seinen Patienten das Essen in einer afrikanischen Küche über offenem Feuer, wie früher.

Ohne das neue Spital, welches ein Kind des alten ist, wäre Albert Schweitzers Krankendorf im Gabun von heute untergegangen, weil darin nicht mehr genügend gut gearbeitet werden können. Und lediglich ein Denkmal von früher zu pflegen, hätte keine Nachfolge Schweitzers bedeutet, solange in diesem Land die tatsächliche ärztliche Versorgung ungenügend ist. Neben einem zeitgemäß weiter arbeitenden Spital aber kann das alte Krankendorf Wurzel, Mutter und Herzstück auch des heutigen Lambarene bleiben.

Der alte Chinese Laotse sagte über Tao, den göttlichen Sinn: *„Nur weil er sich wandelt, bat er Bestand.“*

In diesem Sinne also ist in Lambarene 1980 umgezogen worden. Zuerst wurde das Ambulatorium, der bunte Ort der Sprechstunden, in die neue Poliklinik auf dem Hügel verlegt. Labor, Röntgenabteilung und Apotheke folgten gleichzeitig mit in die neuen Räume. Dann wurden die Frischoperierten aus der Case Bouka des alten Spitals in die beiden neuen Pavillons gebracht: Chirurgie I für die aseptischen, Chirurgie II für die septischen Patienten. Es folgte der Umzug der wartenden hochschwangeren Frauen und der Wöchnerinnen mit ihren kleinen Kindern in den breiten Körben ins neue Haus der Maternité, welches übrigens mit den Spendengeldern der Eidgenossenschaft und der Städte Winterthur, St. Gallen und Schaffhausen hatte gebaut werden können. Zuletzt wurden die internistisch-tropenmedizinischen Kranken aus der Case Japonaise in das erneuerte Haus René Kopp umgesiedelt, wo inzwischen eine neue Küche und zweckentsprechende Toiletten hinzugebaut worden waren. Das Kinderspital am Flußufer hat den Platz nicht wechseln müssen, doch wurde dort noch manche gute Ergänzung durchgeführt.

Es ist sehr zu begrüßen, daß die 65 Erst- und Zweitklässler unserer Spitalangestellten nicht mehr über den Fluß zur Schule gebracht werden müssen, sondern daß sie auf Spitalboden in ein neues Schulhaus einziehen konnten. Am 4. April 1981 hat ebenfalls die Kinderkrippe sowie der Kindergarten eine neue Unterkunft beziehen können, und in letzter Züglete wird – wahrscheinlich im April – noch der bisherige Operationsaal in zwei neue gute Räume umsiedeln können.

Zukünftige Aufgaben sind die Fertigstellung eines Verwaltungsgebäudes mit Lagerräumen im Kellergeschoß und weiterer Wohnungen für unsere Angestellten. Der Charakter von Spital und Bauplatz wird auch in Zukunft bleiben, doch ist der entscheidende Schritt in die neue Zeit getan. Wir werden Herztöne und Darmgeräusche ohne den vorher notwendigen Baulärm besser hören, aber wir werden uns auch dankbar und in Freundschaft der Bauleute erinnern, die das weitere Schaffen in Lambarene möglich werden ließen.



## Was bleibt im alten Spital?

Zunächst bleiben zwei klinische Abteilungen, wie Albert Schweitzer sie uns hinterlassen hat, das kleine Dorf der Geisteskranken und das größere Village de Lumière mit seinen Leprakranken.

Die psychiatrische Abteilung ist nach wie vor ein wichtiger Teil des Spitals, sind doch die Geisteskranken oder aliénés, wie sie hier genannt werden (wörtlich: die Fremden), besonders bemitleidenswerte Patienten. Sie sind es überall, im Gabun aber vielleicht noch mehr als in Europa, denn sie finden in diesem Land kaum irgendwo eine eigentliche Hilfe. Das Schärlein unserer hospitalisierten Geisteskranken, z. Zt. 25 Patienten, lebt in einer kleinen Häusergruppe am Rande des alten Spitals, angrenzend an ein Papyrusfeld und an eine Bananenpflanzung und umgeben von einem selbst besorgten Blumen- und Früchtgarten. Unter Führung ihrer beiden freundlichen Pfleger kochen die Patienten für ihre eigene Gemeinschaft und für ein paar einsame alte Leute, die seit Jahren im Spital fürsorgerisch betreut werden. Die – meistens – ruhige und zufriedene Stimmung in diesem Spitalbezirk ist jener im afrikanischen Dorf besonders ähnlich und mag unseren Kranken wohl tun. Hier sind sie ihrem angestammten Lebenskreis so wenig entfremdet wie möglich und erhalten doch eine gute psychiatrische Behandlung. Diese Abteilung ist eine schöne Enklave aus der alten Zeit.

Das Village de Lumière auf dem Hügel über dem alten Spital und über dem Ogowe bildet eines der Herzstücke von Lambarene. Hier lebt eine Dorfgemeinschaft von ungefähr 80 behandlungsbedürftigen Leprapatienten und ungefähr gleich vielen gesunden Angehörigen und Kindern dieser Kranken. Die Art von Ergebenheit in das Schicksal, welches der Aussatz bedeutet, ergreift mich bei den Leprakranken immer wieder. In diesem Dorf findet man nicht oder nur selten einen freudlosen Fatalismus oder ein Absinken der Leute in eine stumpfe, traurige Passivität. Viel häufiger erlebt man – verschieden zwar von Patient zu Patient – eine tapfer weiterlebende Haltung, sogar eine fröhliche Frömmigkeit, das Ergebnis von Schmerz und Auflehnung und Ergebung durch Menschen, die an das Leiden gewohnt sind. Jede Beschönigung ist hier fehl am Platz und klingt besonders schal im Mund eines Menschen, der die Lepra nur kennt, aber

nicht hat an seinem eigenen Körper. Der Aussatz ist eine elende Krankheit, die man bei früher Erkennung und richtiger Behandlung glücklicherweise heilen kann; aber wie viele Patienten kommen auch heute noch erst dann zu uns, wenn ihre Gesichter und Hände und Füße verunstaltet sind, und wenn auch die medizinische „Heilung“ das Verlorene nicht wiederbringen kann!

Letzthin vermißte ich an der wöchentlichen chirurgischen Visite im Village, die für mich immer eine der schönsten Stunden der Woche ist, den alten Ruderer Emanc Benoît, der besonders arg verstümmelte Füße hat. Ich rief nach ihm und hörte ihn in seiner Hütte prompt und fröhlich die Antwort rufen: „*Docteur, je viendrai de nouveau chez toi, mais aujourd'hui mes pieds sont en congé!*“ Das heißt: „*Ich werde schon wieder zu dir kommen, Doktor, aber heute sind meine Füße in den Ferien!*“ – Das Lepradorf trägt seinen Namen Village de Lumière mit Recht.

Was bleibt weiter vom und im alten Spital? Es bleiben der Versuch und das Bewahren einer einfachen christlichen Lebensart. Es bleibt der stückwerkhafteste, deshalb nicht weniger packende Sonntagsgottesdienst im alten Spital, mit seinem Häuflein Getreuer. Es bleibt eine kleine Christengruppe, die jeden Dienstagabend vor der Case Rivière am Ogoweufer singt, in der Bibel liest und betet.

Es bleibt das ganze Zeugnis des alten Spitals, ohne touristische Beredsamkeit, aber zum Beispiel mit diesen beiden Worten, die Albert Schweitzer selbst an gut sichtbarer Stelle auf zwei tragende Steinsäulen der alten Pharmazie eingritzelt hat: „*Heureux les miséricordieux, car ils obtiendront miséricorde*“ und „*Heureux les pacifiques, car ils seront appelés enfants de Dieu*“.

Es sind die Seligpreisungen aus der Bergpredigt Jesu: „*Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen*“ und „*Selig sind die Friedfertigen (wörtlich: die Friedensstifter), denn sie werden Kinder Gottes heißen*“.

Das Zeugnis des alten Spitals muß auf jeden Fall gewahrt bleiben, denn es ist an ihm für den wachen und gut geführten Beschauer ein großer Teil des Schaffens von Schweitzer abzulesen, von seiner Einfachheit und seiner praktischen, gründlich durchdachten Wirksamkeit. Ich zeige Besuchern mit großer Freude das Wasserversorgungssystem des alten Spitals, in welchem

die Vielzahl der geneigten Wellblechdächer die Wassergüsse der Regenzeit empfing, die dann in große Dachtraufen und von dort aus in Wasserleitern von Dach zu Dach abfließen und in peripheren Sammelbecken zusammenströmen, um schließlich in ein großes zentrales Reservoir geleitet zu werden. Bei haushälterischem, gut überwachtem Verbrauch versorgte dieses Reservoir das ganze Spital bis zum Ende der Trockenzeit. Schön zu zeigen und anzuschauen, ist auch die alte Sterilisation: über zwei wellblechgedeckten Feuerstellen mit hohem Kamin hat Kwamba seinerzeit an den Operationstagen von morgens vier oder fünf Uhr an Instrumente gekocht, in schönen Kupferpfannen, und wenn die Operationen begannen, hatten wir für jeden Eingriff ein steriles Besteck. Die Operationsprogramme von seinerzeit waren ungefähr gleich groß, manchmal größer als unsere heutigen, und es flößt uns Respekt ein, daß in jener Zeit, mit viel einfacheren Mitteln als unseren, eine gute und im Ausmaß mindestens unserer Art ebenbürtige Medizin geleistet wurde.

Eine große, sorgfältige Anstrengung ist nötig und vorgesehen, damit das alte, termitengeschädigte und baufällige Spital sachkundig restauriert werde und der Nachwelt erhalten bleibe.

### **Die ärztliche Arbeit**

Die gegenwärtige Gruppe von Ärzten, Schwestern und Pflegern hat ein sehr herzliches Zusammenwirken möglich gemacht, und insbesondere sei glücklich bemerkt, daß in diese Familie des Spitals auch alle anderen Mitarbeiter von Verwaltung und technischen Diensten, Schwarze und Weiße, eingeschlossen sind. Die drei Hauptabteilungen des Spitals: Allgemein- und Tropenmedizin, Chirurgie, Geburtshilfe und Kinderklinik sind von Spezialärzten dieser Fächer geleitet und ihre Departements sind untereinander sehr schön und fruchtbar verbunden.

Jeden Samstagmorgen treffen wir uns zu einem gemeinsamen Röntgenrapport, alle Ärzte, die Medizinstudenten, alle Abteilungsschwestern und -pfleger, die Schulschwester, Hebamme, Instrumentier- und Anästhesieschwester, Laborantin und Röntgenassistentin, und nach Möglichkeit sind auch die besonders interessierten Krankenpflegeschüler dabei. Es werden

dann die Problemfälle der Woche erläutert, anhand ihrer Röntgenbilder und klinischer Angaben. An einem Samstag schließt sich an den Röntgenrapport eine Fortbildung an über in Lambarene besonders wichtige Krankheiten wie Tuberkulose, tropische Geschwüre, Malaria, Geschlechtskrankheiten usw. Am anderen Samstag nehmen wir uns die Zeit für eine große gemeinsame Visite durchs ganze Spital, wo die verantwortlichen Ärzte ausgewählte Patienten persönlich am Krankenbett vorstellen.

Im einzelnen läßt sich unsere Spitalaufgabe in vier Gebiete gliedern: die heilende, vorbeugende, ausbildende und forschende Medizin.

### **Die heilende Medizin**

Die heilende oder kurative Medizin war und ist das Schwergewicht unserer täglichen Arbeit in Lambarene. Mit ihrer für die Kranken so eindrücklichen Hilfe ist sie die Grundlage, auf der das Vertrauen der Patienten zum Arzt und zum Spital mit allen seinen Diensten wächst. Fast alle Anstrengungen in der vorbeugenden Medizin sind umso glaubhafter, umso besser annehmbar für unsere afrikanischen Patienten und fallen auf einen fruchtbareren Boden, je eingewurzelter das Vertrauen der Menschen zum Spital ist aufgrund eines günstig verlaufenden persönlichen Krankheitserlebnisses.

Die kurative Medizin läßt sich von ihren drei Medizingeschwistern nicht trennen. Ich hoffe, daß wir in Lambarene alle begriffen haben, daß jeder Behandlung grundsätzlich auch eine vorbeugende Idee gegeben werden soll, und daß sie lehrend benutzt werden soll, Wissen und Können auf vielen Stufen weiterzugeben, und daß jede Behandlung sogar auch forschend betrachtet werden kann, insofern sie durch Vergleich mit früheren Erfahrungen evtl. mit Dokumentation, unsere Hilfsmöglichkeiten vergrößert.

Fast alle Zahlen über unsere Leistungen haben 1980 zugenommen gegenüber 1979, lediglich die operativen Eingriffe – zehn weniger als im Vorjahr – haben leicht abgenommen. Im Ganzen ist das Arbeitspensum sicher angestiegen. Das Vertrauen der Patienten, das sich im Zustrom äußert, ist uns eine große Freude und auch ein Ansporn, so gewissenhaft und sorgfältig weiterzuarbeiten, wie wir nur können.

## Die vorbeugende Medizin und ein wichtiges soziales Randgebiet

Innerhalb und außerhalb des Spitals sind die bisherigen Anstrengungen weitergeführt worden: Impfungen, Mütterberatung über Schwangerschaft, Geburt, Wochenbett, Kinderernährung, Hygiene in Küche, Haus und Dorf. Gegenwärtig werden fünf Dörfer der Spitalumgebung regelmäßig besucht von einer spezialisierten Krankenschwester. Unser zahnärztlicher Dienst, ein Zahnarzt, eine Assistentin und ein Zahntechniker, arbeitet im Spital und regelmäßig auch in umliegenden Dörfern, und seine Tätigkeit ist immer kurativ und vorbeugend gleichzeitig.

An seiner letzten Sitzung im Februar 1981 hat der Stiftungsrat des Spitals den Ärzten grünes Licht gegeben, weitere präventivmedizinische Maßnahmen zu planen und insbesondere die Arbeit des Albert-Schweitzer-Spitals wirksam zu koordinieren mit den Anstrengungen des nationalen Gesundheitsdienstes. Seither fanden bereits fruchtbare Gespräche mit den Kollegen vom Regierungsspital in Lambarene, dem sozialfürsorgerischen Dienst und den „Volontaires du Progrès“ statt.

Eine wichtige präventive Aufgabe in weitem Sinn, langfristig von sehr großer Bedeutung für das Land, ist das Bemühen um die Weiterbildung geordneter Familien, die Erziehung zur Verantwortlichkeit der Eheleute für einander und ganz besonders die der Eltern für ihre Kinder. Leider nehmen die Väter im Gabun ihre Aufgabe den Kindern gegenüber oft nicht genügend ernst und überlassen die Erziehung und sogar den materiellen Unterhalt nur häufig den Müttern allein. Diese sind dann zu auswärtigem Erwerb gezwungen und überlassen ihre Kinder der Großmutter. Wie viele mangelernährte Kinder – eines der schmerzlichsten und vermeidbaren Hauptthemen unserer Kinderklinik – werden zu uns gebracht von ihrer Großmutter, während die Mutter weit weg von ihrer eigentlichen Aufgabe als Arbeiterin oder Verkäuferin oder Sekretärin das Geld verdienen muß.

Die afrikanische Familie war früher in festen, schützenden Traditionen zusammengefügt, die in menschlichen und sippen-wirtschaftlichen Notwendigkeiten gründeten. Die Polygamie war im Gabun und in vielen anderen afrikanischen Ländern ein Teil solcher Ordnung. Sie bildete die Grundlage dafür, daß eine Mutter mit ihrem neugeborenen Kind ins elterliche Dorf heimkehren durfte, um sich dort ungestört der Pflege und Er-

ziehung des Kindes zu widmen. Nach ein bis zwei Jahren war das Kind über seine erste, besonders bedrohte Lebenszeit hinausgewachsen. Dann kehrte die Frau zu ihrem Mann zurück und arbeitete so lange mit ihm, bis sie mit einem nächsten Kind sich wieder zurückzog. In der Zwischenzeit waren eine oder zwei Nebenfrauen mit dem Mann gewesen und konnten in ähnlicher Lebenslage abgelöst werden. In einem Land mit großer Kindersterblichkeit waren solche Ordnungen lebenserhaltend und lebensvermehrend.

Heute sind viele Traditionen einer überstürzten Entwicklung zum Opfer gefallen, und bewährte Ordnungen sind auseinandergebrochen. Das heutige Verhalten vieler Männer ist eher eine verantwortungslose Liederlichkeit, die das Volk teuer zu stehen kommt, als daß es Ausdruck einer neugefundenen, sich festigenden und hoffnungsvollen Gesellschaftsstruktur sein könnte.

Wir müssen uns als Europäer bescheiden verhalten und dürfen uns nicht einbilden, die afrikanische Gesellschaft kompetent beraten zu können. Die Anpreisung mancher gegenwärtiger europäischer Familienmodelle ist schon deshalb kein Lösungsvorschlag, da unsere eigenen Strukturen bedenklich wanken. Ich habe diese Probleme mit einsichtigen, auch führenden Gabunesen und mit Missionaren beider Konfessionen besprochen. Eine geduldige Erziehung zur monogamen verantwortlichen Familie erscheint der einzige vernünftige und im schönen Sinn vielversprechende Weg zu sein. Eine solche Erziehung ist in unserer täglichen Arbeit möglich, sowohl im verständnisvollen ärztlichen Gespräch als auch in präventivmedizinischen Erläuterungen in Gruppen. Es ist ein Aufbau auf lange Sicht, Vorsorge, Vorbeugung, eine notwendige Arbeit, die zugleich innerhalb und außerhalb unserer Reichweite liegt. Große Geduld und Hoffnung sind dazu nötig, und Verbesserungen werden sich nur ganz allmählich, vielleicht erst im Laufe von Generationen spürbar zeigen. Ein katholischer Priester, seit Jahrzehnten im Gabun, erklärte mir kürzlich: „*Wir Europäer, auch wir christlichen Missionare, verfallen häufig dem Fehler, rasch Wirkungen unseres Handelns sehen zu wollen und bei ihrem Ausbleiben ungeduldig oder mutlos zu werden. Aber unsere Lebenszeit selbst ist angesichts großer notwendiger Entwicklungen kurz.*“ Und dann zitierte er den Psalm, wonach tausend Jahre vor dem Herrn sind wie ein Tag. Albert Schweitzer

drückte Ähnliches so aus: „*Wo Kraft ist, ist Wirkung von Kraft. Kein Sonnenstrahl geht verloren, aber das Grün, das er weckt, braucht Zeit zum Sprießen, und dem Sämann ist nicht immer beschieden, die Ernte mitzuerleben. Alles wertvolle Wirken ist Tun auf Glauben*“. („Aus meiner Kindheit und Jugendzeit“)

## Die ausbildende Medizin

Nochmals sei betont, daß jedes ärztliche Handeln auch ein Lehrziel haben muß, in einem Entwicklungsland ganz besonders. Nur Resultate abendländischer Medizin anzubieten, sei es in Form von Operationen oder Medikamenten oder irgendwelcher angewandter Technologie, wäre völlig ungenügend, sogar im Ansatz falsch. Denn wir sollen im Land, das in Entwicklung begriffen ist, nicht allein für diese Menschen schaffen und aufbauen, sondern vor allem mit ihnen, damit sie möglichst bald sich selbst helfen können.

Es kann nicht genug betont werden, daß wir Weißen auch von den Schwarzen Bedeutendes zu lernen haben, und daß wir mindestens so in ihrer Schuld stecken wie sie in unserer.

Zum Besonderen von Lambarene: Unsere Hilfskrankenpfleger-Schule besteht in der jetzigen Form seit drei Jahren. Wir verlangen als Vorbildung von unseren Schülern den Nachweis von mindestens sechs abgeschlossenen Schuljahren und das Bestehen einer entsprechenden mündlichen und schriftlichen Aufnahmeprüfung. Während eines dreimonatigen Vorkurses wird der angehende Pfleger vor allem praktisch unterrichtet, lernt Fieber, Puls und Blutdruck messen und aufschreiben, lernt das Betten und die Körperpflege des Kranken, Verabreichung von Tabletten, Zäpfchen, Einläufen und Injektionen. In einem ersten Schuljahr, während dem er bereits in allen regulären Aufgaben einer Krankenstation aktiv teilnimmt, erhält er von unserer Schulschwester Unterricht in Anatomie und Physiologie während zwei Wochenstunden, dazu wird er während zwei zusätzlicher Stunden je Woche im Einzelunterricht von der Schulschwester gefördert und hat daneben noch je eine Stunde Französisch und Rechnen. Nach bestandener Zwischenprüfung tritt der Schüler ins zweite Lehrjahr ein, wel-

ches gleich aufgebaut ist wie das erste, nur dass der Anatomie-Physiologieunterricht jetzt abgelöst wird durch Stunden in spezieller Krankheitslehre, die von den Ärzten erteilt wird. Am Schluß des zweiten Schuljahres erhält der erfolgreich geprüfte Schüler ein „Certificat d'infirmier auxiliaire Albert Schweitzer“. Dieses Zeugnis ist im Spital und im ganzen Gabun sehr gut angesehen.

Nach genügender praktischer Erprobung sind bisher fünf unserer in Lambarene ausgebildeten Pfleger (z. T. vor Beginn der oben beschriebenen Schule) in die staatliche Krankenpflegeschule nach Libreville gesandt worden und von dort wieder zu uns zurückgekehrt mit dem staatlichen Diplom. Gegenwärtig studieren drei weitere Pfleger in der Hauptstadt, mit Stipendien unseres Spitals. So wird allmählich und mit möglichster Sorgfalt unser weißer Spitalkader durch Gabunesen ersetzt bzw. ergänzt, denn Lambarene soll womöglich immer eine internationale, schwarz-weiße Arbeitsgemeinschaft bleiben.

Ins Kapitel der ausbildenden Medizin gehören die Medizinstudenten, die seit etlichen Jahren je zu zweit in Lambarene sind, Studenten der Universität Bern für je sechs Monate, im anderen Halbjahr zweimal zwei Studenten der Harvard Medical School von Boston (USA) für je drei Monate. Die Erfahrungen mit diesen jungen Kollegen sind im allgemeinen sehr positiv, sowohl für die Studenten als auch für das Spital.

Leider haben wir trotz jahrelanger diesbezüglicher Bemühung noch nie einen gabunesischen Arzt als Mitarbeiter gewinnen können. Der Grund dafür ist bedauerlich: das Albert-Schweitzer-Spital kann die relativ hohe Besoldung, die einem gabunesischen Arzt in öffentlichem oder privatem Dienst zusteht, nicht aufbringen. Wir geben die Hoffnung trotzdem nicht auf, eines Tages auch gabunesische Ärzte mit uns zu haben.

## Die forschende Medizin

Seit Jahrzehnten ist in Lambarene auch geforscht worden, und etliche wissenschaftliche Arbeiten sind im Lauf der Jahre von hier aus erschienen, über den Erreger der Cholera, über bösartige Tumore im Gabun, über die hier so häufigen Leistenbrüche, über Bilharziose und andere Krankheiten.

# Mein Vater Albert Schweitzer

AUS: RUNDBRIEF NR. 58 – NOVEMBER 1984, S. 9 BIS 13

Am 4. April 1981 ist ein neues Haus, ein Forschungslaboratorium eingeweiht worden, das auf besonderen Wunsch von Staatspräsident Bongo in die Gesamtplanung des neuen Spitals aufgenommen wurde. Die nötige praktische Initiative zur Verwirklichung dieses Vorhabens ging dankenswerterweise von Rotary International von Deutschland und etlichen anderen europäischen Ländern aus (Schweiz, Frankreich, England, Österreich), unter Mithilfe durch die Europäische Gemeinschaft in Brüssel.

Das Tropeninstitut von Hamburg hat uns seine Hilfe zugesagt, und Herr Prof. Dietrich, Leiter der klinischen Abteilung dieses berühmten Institutes, steht unserem wissenschaftlichen Rat vor. Mitarbeiter aus anderen Instituten sind selbstverständlich auch willkommen, doch wird die Federführung durch Hamburg eine gewisse notwendige Einheitlichkeit der Themenwahl und Methodik gewährleisten. Eine gute Zusammenarbeit mit der medizinischen Fakultät der Universität Libreville und mit dem gabunesischen Forschungsinstitut in Franceville ist vorgesehen. Die Tätigkeit in Lambarene soll patientenbezogen sein und die hier besonders wichtigen und belastenden Krankheiten betreffen, so daß unsere Patienten möglichst direkt von der Forschungsarbeit Nutzen ziehen können. Als wichtige Themen sehen wir die Bilharziose, das Ulcus Buruli, eine in Lambarene sehr häufige und schwer verlaufende Krankheit mit ausgedehnten Hautgeschwüren, und die Sichelzellenanämie, die im Gabun weit verbreitet ist. Die Zahl offener tropenmedizinischer Fragen ist noch sehr groß. Eine sinnvolle Forschung im Albert-Schweitzer-Spital gibt diesem wohl auch für eine ferne Zukunft eine zusätzliche Bedeutung.

*Es mag Leute geben, die fragen: „Warum ist es angebracht, ein Albert-Schweitzer-Symposium in dieser Zeit abzuhalten und warum sollte es eines seiner Hauptziele sein, die Jugend zu erreichen? Was für eine Bedeutung haben das Leben, die Gedanken und die Arbeit meines Vaters, der vor über einem Jahrhundert geboren wurde und der seit mehr als zehn Jahren tot ist, für die heutige Jugend?“*

In der Vorstellung vieler Leute ist mein Vater am Ende seines Lebens zu einer legendären Figur geworden: ein alter Mann mit einem Tropenhelm im afrikanischen Busch, umgeben von seinen weißgekleideten Krankenschwestern, seinen schwarzen Patienten und seinen Tieren. Für viele war er eine durch seine Zeit überholte Erscheinung und viele hatten vergessen oder nie gewußt, daß er in seinen jungen Jahren sowohl in seinen Gedanken als auch in seinen Taten ein Revolutionär gewesen ist.

Mein Vater hatte sich entschlossen, sein eigenes Leben zu seinem Argument zu machen, er sprach seine Überzeugungen nicht nur aus, er verwirklichte sie auch. Er sprach von den gegenseitigen Beziehungen aller lebenden Wesen und ihren engen Bindungen zu ihrer Umwelt, lange bevor die Ökologie zu einem allgemeinen Anliegen geworden war. Aus seinem Kampf um ein grundlegendes und umfassendes ethisches Konzept entstand das Konzept von der „Ehrfurcht vor dem Leben“, das seine konkrete Verwirklichung in seinem Urwaldspital fand. Heute stehen wir und besonders die jungen Leute unter uns sehr viel dringender dem Problem gegenüber, wie unsere Welt, unsere Umwelt und das Leben in ihr vor den vielen Arten der Zerstörung, die sie bedrohen, gerettet werden kann.

Die heutige Jugend protestiert laut gegen die Gefahren und den Wahnsinn der Atommacht und besonders gegen Atomwaffen und atomare Kriegsführung. Mein Vater hat bereits eindringlich vor diesen Kräften der Vernichtung gewarnt, als die Welt noch begeistert über den technischen

Fortschritt war und sich wenig um die Folgen eines solchen Fortschritts kümmerte. Er sagte 1958: *„Der Mensch ist zum Übermenschen geworden. Seine Übermenschlichkeit besteht darin, daß er aufgrund seiner Errungenschaften des Wissens und Könnens nicht nur über die in seinem Körper gegebenen physischen Kräfte verfügt, sondern auch solchen Kräften, die in der Natur vorhanden sind, gebietet und sie in seinen Dienst nehmen kann. Der Übermensch leidet aber an einer verhängnisvollen geistigen Unvollkommenheit. Er besitzt nicht die übermenschliche Vernünftigkeit, die den Besitz übermenschlicher Macht begleiten sollte. Deshalb sind ihm die Errungenschaften des Wissens und Könnens mehr zum Verhängnis als zum Gewinn geworden.“* Deshalb focht mein Vater, selbst noch in hohem Alter, einen Kampf für das Überleben, für das Leben von uns Bewohnern dieses Planeten Erde. Und dafür wurde er heftig kritisiert.

Erich Fromm schrieb 1975 anlässlich des hundertsten Geburtstags meines Vaters: *„Schweitzer sprach das Wort, das Schlüsselwort für das Überleben der Menschheit: das Wort Leben. Er hätte von Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit sprechen können, Werten, die die Grundlage des menschlichen Daseins bildeten. Indem er von der Ebrfürcht vor dem Leben als dem Prinzip sprach, das allen menschlichen Handlungen zugrunde liegen sollte, als dem Eckpfeiler der Ethik, forderte er heraus, kritisierte und verurteilte er eine Gesellschaft, die aufgehört hat, das Leben zu respektieren und für die Materielles höher steht als Leben. Als Schweitzer zur Ebrfürcht vor dem Leben aufrief, wußte er noch nicht einmal, daß die Mißachtung des Lebens bald in der Erfindung von Atomwaffen offenbar werden würde, einer Bedrohung für alles Leben auf der Erde. Aber er kannte die Gefahr, die sich dadurch ergibt, daß das Leben von entfesselter Technik beherrscht wird. Und wir haben schmerzvoll lernen müssen, wie recht er hatte.“*

Wenn mein Vater heute durch seine Lehren und seine Warnungen denen Rückhalt gibt, die jung sind und für eine bessere Welt kämpfen, so war er auch zu seinen Lebzeiten den jungen Leuten sehr nahe durch seinen persönlichen Umgang mit ihnen.

Viele junge Leute trauten in den 50er und 60er Jahren durch Afrika und nicht wenige von ihnen fanden in Lambarene einen Platz, wo sie sich ausruhen und erholen konnten, und einen Vater, der sie beriet. Natürlich ließ er sie auch arbeiten. Sie blieben kürzere oder längere Zeit und einer

von ihnen, Ernst mit der Gitarre und dem langen Bart, schrieb mir nach meines Vaters Tod einen der bewegendsten Briefe. Er schrieb: *„Sie werden in diesen Tagen viele Briefe von bedeutenden Leuten erhalten haben. Ich möchte Ihnen im Namen aller Vagabunden und Trampfer schreiben, denen Ihr Vater ein Heim gegeben hat und denen er ein Vater war.“*

Da waren auch jene, die blieben. Unter ihnen Fergus, der auf einer Fahrt durch Afrika in Lambarene Halt machte, meinem Vater beim Bau des Dorfes für die Lepra-Kranken half, sich dann entschloss, Medizin zu studieren und der später mehrere Jahre lang als Arzt in Lambarene arbeitete. Da war Siegfried, der mit dem Fahrrad von Kanada aus die Vereinigten Staaten durchquerte, mit dem Schiff über den Panama-Kanal setzte, weiter mit dem Rad durch Südamerika fuhr, schließlich ein Schiff nach Dakar nahm und sich, wieder mit dem Fahrrad, von dort aus auf den Weg nach Lambarene machte. Er hatte drei Wochen bleiben wollen, aber er arbeitete dort sieben Jahre lang für meinen Vater. Da waren auch Daniel und François, zwei Freunde, die zusammen in den Bergwerken in Nordfrankreich gearbeitet hatten. In Lambarene wurden sie zu treuen Erfüllern aller Wünsche und Befehle meines Vaters. Er nannte sie „meine Gallier“, und sie wachten bei ihm während seiner letzten Nächte. Außerdem war da noch Joan, die aus London kam. Den größten Teil der Strecke legte sie zu Fuß zurück, und sie schlief in den Wäldern, wo sie einmal aufwachte und eine zusammengerollte Schlange neben sich fand. Mein Vater nannte sie „Livingstone“. Sie arbeitete im Lepradorf und lehrte die Patienten, aus weichem Speckstein, der ihre Hände nicht verletzte, Figuren zu machen.

Was war es, das alle diese jungen Leute zu meinem Vater zog? Sie entstammten einer anderen Generation, einer anderen Welt und hatten oft Ansichten, die den seinen vollkommen entgegengesetzt waren. Wie konnte er ihnen das geben, was sie zu suchen gekommen waren? Wie konnte er in ihnen, die oft ohne jegliche Disziplin waren, den Sinn für Verantwortung oder Verpflichtungen wecken, die Hingabe und das Verständnis, das sie für ihn aufbrachten? Er enthüllt einen Teil des Geheimnisses seines Einflusses in seinem Werk „Aus meiner Kindheit und Jugend“, wo er sagt: *„Die Überzeugung, daß wir im Leben darum zu ringen haben, so frei denkend und so tief empfindend zu bleiben, wie wir es in der Jugend waren, hat mich wie ein treuer Berater auf meinem Wege begleitet. Instinktiv habe ich achtgegeben,*

*nicht zu werden, was man gewöhnlich unter einem ‚reifen Menschen‘ versteht. In meiner Jugend habe ich Unterhaltungen von Erwachsenen mitangehört, aus denen mir eine das Herz beklemmende Wehmut entgegenwehte. Sie schauten auf den Idealismus und die Begeisterungsfähigkeit ihrer Jugend als auf etwas Kostbares zurück, das sie sich hätten festhalten müssen. Zugleich aber betrachteten sie es als eine Art Naturgesetz, daß das niemand könne. Da bekam ich Angst, auch einmal so wehmütig auf mich selber zurückschauen zu müssen. Ich beschloß, mich diesem tragischen Bestimmtwerden von bloßer Vernunft nicht zu unterwerfen. Was ich mir in fast knabenhaftem Trotze gelobte, habe ich durchzuführen versucht.“ In demselben Buch sagt er auch: „Das große Geheimnis ist, als unverbrauchter Mensch durchs Leben zu geben.“*

Trotz all seiner Kämpfe, seiner Frustrationen und seiner Enttäuschungen gelang es ihm, in sich die Ideale seiner Jugend am Leben zu erhalten und sich nicht verbrauchen zu lassen. Dies gab ihm das Verständnis für die jungen Leute mit ihren vielen Problemen und das Mitgefühl für die Jugend in jenen Jahren, die entweder keine Ideale hatten oder sie verloren hatten. Er, der alte Mann, konnte sich mit ihnen verständigen und den Zugang zu ihren Herzen öffnen.

Außerdem war da die Kraft seines Beispiels. Alle diese jungen Leute hatten wahrscheinlich viele Lektionen über Moral daheim, in der Schule und in der Kirche gehört, sie hatten Bücher über erhebende Theorien gelesen und hatten ihr volles Maß an Ermahnungen. Aber was sahen sie, wenn sie um sich blickten: Gier, Streit und Korruption, die Machtkämpfe in der Politik, die Gefahr der Zerstörung unserer Umwelt durch Verschmutzung und unserer Welt durch Hungersnöte und Krieg. In Lambarene trafen sie einen Mann, der nicht nur über seine Ansichten und die Bedürfnisse dieser Welt gesprochen und geschrieben hatte, sondern der diese auch tatsächlich in seinem Leben und seinem Spital verwirklicht hatte. „Ehrfurcht vor dem Leben“ war nicht nur in seinen Büchern erläutert, sondern war gelebte Realität, die sie alle sehen und fühlen konnten. Sie sahen sie in seinem Spitaldorf, wo jeder, der Hilfe brauchte, aufgenommen wurde und Hilfe bekam. Und nicht nur für den Patienten wurde gesorgt, dieser konnte auch seine Familie bei sich haben, so daß er sich in dieser fremden Umwelt nicht verloren und von seinem gewohnten Leben abgeschnitten fühlte. Sie sahen sie auch in der Liebe meines Vaters zu den vielen Tieren. Niemals

verließ er sein Zimmer ohne einen kleinen Sack voll Reis in der Tasche für die Hühner, die ihm nachliefen, sobald er sich zeigte. Der junge Pelikan wurde gefüttert und gepflegt, man lehrte ihn fliegen, schwimmen und selber Fische fangen. Sie fanden in Lambarene eine andere Welt, die von meinem Vater geschaffen worden war und in der jeder, ob Patient oder Mitarbeiter, ob Arbeiter oder Besucher, schwarz, weiß oder von sonstiger Farbe, gleich welchen Glaubens, also jede lebende Kreatur ihren eigenen Platz hatte. Die Geißen und Schafe, die so viel Kritik hervorriefen, waren da, um den Dünger zu erzeugen, ohne den in unserem Garten nicht so viel Gemüse gewachsen wäre, das die große Lambarene-Familie brauchte. Es herrschte dort eine Ausgeglichenheit und Harmonie, die ich nie wieder gefunden habe. Selbst die Tiere lebten im Allgemeinen friedlich zusammen. Allerdings gab es Ausnahmen wie Amos, den schwarzen Hund, der so gerne die Hühner jagte. Mein Vater tadelte ihn und sagte: „Amos, das darfst du jetzt nicht mehr. Denk daran, daß wir mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden sind.“ Und da war der schlecht gelaunte Truthahn, der alle Weißen angriff, die über den Haupthof gingen. Es wurde so schlimm, daß manche Leute wirklich große Angst vor ihm hatten. Vorsichtig fragte ich meinen Vater, ob er nicht daran dächte, den Truthahn wegzugeben. Seine Antwort war: „Er und ich, wir haben etwas Gemeinsames. Wir leben beide in der Vorstellung, daß wir die Herren dieses Spitals sind.“ Wie Ludwig XIV. pflegte mein Vater zu sagen: „Der Staat bin ich.“ Ich bin sicher, daß viele der jungen Leute in Lambarene vor der Autorität geflohen waren; aber ich glaube, sie lebten gerne in der Sicherheit von meines Vaters Welt, für die er Sorge trug und wo er alle Verantwortung übernahm. Wenn er ein Alleinherrscher war, so war er voll guten Willens.

Und da waren die Kraft und der Zauber seiner Persönlichkeit mit ihren vielen Seiten. Der tiefe Denker der weltumfassenden Kultur hatte einen wunderbaren Sinn für Humor und war ein begabter Geschichtenerzähler. Da gab es eine über einen Elefanten in einem Holzfäller-Lager. Er pflegte Baumstämme zu entladen und tat dies geduldig. Aber einmal sollten die Stämme an einem Sonntag entladen werden, und der Elefant weigerte sich. Niemand wußte warum. Aber nach einiger Zeit bemerkten die Leute, daß die Glocken der Missionskirche läuteten und daß sie andere Kleider trugen und daß der Elefant daran bemerkt haben mußte, daß kein Arbeitstag son-

dem Sonntag war. Man hörte auf zu läuten, die Leute zogen ihre Arbeitskleidung an, und der Elefant machte sich ohne weiteren Protest an die Arbeit. Es ist mir nie gelungen herauszufinden, ob diese Geschichte wahr war. Aber wie mein Vater sie erzählte, war ich geneigt, sie zu glauben.

Obwohl er im Elsaß aufgewachsen war und mit der französischen und deutschen Kultur genährt worden war, war meines Vaters Geist doch sehr aufgeschlossen für die östliche Philosophie. Als Kind hörte ich meinen Vater in der Dorfkirche von Günsbach predigen, die von Protestanten und Katholiken in gleicher Weise besucht wurde; mein Vater vereinte katholische Kirche und protestantischen Glauben und später umfaßten seine Gedanken alle Religionen dieser Welt. Und auch die Welt der Musik gehörte ihm. Was für ein unglaublicher Reichtum, und wie großzügig teilte er ihn mit allen, die um ihn waren und sich dafür interessierten.

Seine Liebe zur Natur gab ihm höchstes Glück. Die Augen des 90-Jährigen leuchteten auf, wenn er sah, wie schön die Kapokbäume in der Morgensonne aussahen. Der unermüdliche Arbeiter ruhte gerne auf den Stufen aus, die zu seinem Zimmer führten, um den Sonnenuntergang über dem Ogowe zu bewundern. Er liebte die elsässische Landschaft seiner Jugend und die majestätische, manchmal unheimliche Szenerie des afrikanischen Urwalds, den großen Fluß und die Papyrussümpfe. Er liebte beide, obwohl man sich kaum einen größeren Kontrast vorstellen kann. Durchdrungen von der westlichen Zivilisation, liebte er die afrikanische Erde und die afrikanischen Menschen. Einmal sagte er zu mir: *„Nirgends außer hier hätte ich die Idee von der Ehrfurcht vor dem Leben finden können.“*

Bei seiner Arbeit und bei der Arbeit derjenigen, die für ihn tätig waren, achtete mein Vater auf strengste Disziplin. Aber er verlangte für sich selbst und gewährte seiner Umwelt vollkommene Gedanken- und Meinungsfreiheit.

Als ich noch jung war, war mein Vater für mich eine schattenhafte, eindrucksvolle Gestalt, die immer nur für kurze Zeit in meinem Leben auftauchte, da er sich lange Zeit in Afrika aufhielt, während ich in Europa blieb. Ich habe ihn erst als erwachsene Frau wirklich kennen gelernt. Das Schicksal hatte es gut mit mir gemeint. Als ich noch jung war, hatte ich irgendwie festgestellt, daß mein Vater ein besonderer Mann war, anders als die Väter der meisten Kinder, die ich kannte. Ich akzeptierte, daß seine

Arbeit der wichtigste Faktor in seinem Leben war und ich konnte unterscheiden zwischen dem Mann, der berühmt war, und dem Mann, der mein Vater war. Trotzdem hatte ich im Alter von vier Jahren, als er an unserem gemeinsamen Geburtstag in Europa war, die Illusion, daß die vielen Besucher nur wegen mir kamen. Als ich in Lambarene für ihn arbeitete, akzeptierte ich die Autorität des Vorgesetzten, aber mit dem Vater führte ich heiße Diskussionen, zu dem ich ins Zimmer kam, um ihm gute Nacht zu wünschen. Einmal hörte ich einen Besucher sagen: *„Ich habe nur einen einzigen Menschen ‚nein‘ zu Dr. Schweitzer sagen hören, und das war seine Tochter.“* Mein Vater war es tatsächlich nicht gewöhnt, daß irgendjemand nein zu ihm sagte, aber in seiner Größe akzeptierte er die Tochter mit der unabhängigen Meinung. Das war immerhin etwas, was wir gemeinsam hatten. Er gab mir die Gelegenheit, eine Lücke im Spital auszufüllen und ließ mich ein Labor aufbauen und Afrikaner für die Arbeit darin schulen. Auch ich hatte einen Platz in seiner Welt, und die Einblicke, die er mir in die Probleme der sich entwickelnden Welt gab, waren für mich unschätzbar in meinem späteren Leben.

Mein Vater hat auf viele Leben Einfluß ausgeübt, und nun ist er so etwas wie ein Symbol geworden. Norman Cousins sagte von ihm: *„Seine Größe liegt in seiner Bedeutung als Symbol – und das ist tatsächlich das Wesentliche an Schweitzer. Weniger das, was er für andere getan hat, vielmehr das, was andere seinetwegen und wegen der Kraft seines Beispiels getan haben, das ist der Maßstab dieses Mannes.“*



# Albert Schweitzer und Carl Friedrich von Weizsäcker Die Einheit des Wirklichen als Ausgangspunkt sittlichen Handelns – Kritik am Anthropozentrismus der traditionellen Ethik

AUS: RUNDBRIEF NR. 61 – MAI 1986, S. 45 BIS 50

Zu den großartigen Leistungen von Albert Schweitzer gehört zweifellos seine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben. Die Bedeutung dieser Ethik besteht zunächst darin, erstmals in der Geschichte des abendländischen Denkens einer unterschiedlichen Bewertung von Lebewesen hinsichtlich ihres Anspruchs auf Schutz und Anerkennung ihres Selbstwertes entgegengetreten zu sein. Schweitzer macht Schluss mit der besonders im Zeitalter der Aufklärung entstandenen Grenzziehung zwischen Mensch und den übrigen Lebewesen, wie sie bei René Descartes ontologisch begründet wurde, auch Immanuel Kant sie in seiner Ethik verankert hat. Dieser hat z. B. ganz i. S. der traditionellen Philosophie dem Menschen als Vernunftwesen einen Sonderstatus gegenüber allen anderen Lebewesen eingeräumt und im „kategorischen Imperativ“ gefordert, daß bei jeder Handlung der Mensch *„jederzeit zugleich als Zweck und niemals bloß als Mittel“* gebraucht werden dürfe. Nur der Mensch existiert für Kant als Zweck an sich, während alles andere in der Schöpfung auch bloß als Mittel zum *„beliebigen Gebrauche“* und damit als „Sachen“ verwendet werden kann (1785, BA 65, S. 78f.). Die Folgen, die ein solches Denken etwa für das ökologische Gleichgewicht nach sich zieht, sind hinlänglich ins öffentliche Bewußtsein gedrungen. Albert

Schweitzer betont in seiner Kritik gegenüber der anthropozentrischen, auf den Menschen beschränkten Ethik die Fragwürdigkeit solchen Vorgehens. Woher nimmt der Mensch das Recht, sich als Herrscher über die Natur zu erheben und in ihr bloß ein Gebrauchsmittel und Ausbeutungsobjekt zu sehen? Schweitzer kann dafür keinen Grund, geschweige denn irgendeine Rechtfertigung anerkennen. Eine Ethik, die Absolutheitsanspruch erheben will, dürfe es nicht, wie Kant dies tut, allein mit Pflichten des Menschen gegen den Menschen bewenden lassen. Ein Grundprinzip des Sittlichen könne nur dann Absolutheit beanspruchen, wenn es Universalität zum Ausdruck bringe. *„Gibt es wirklich ein Grundprinzip des Sittlichen, so muß es sich irgendwie auf das Verhalten des Menschen zum Leben als solchem in allen seinen Erscheinungen beziehen“* (Ges. Werke II, S. 230f.). Aber eine solche Forderung muß begründet und einsichtig gemacht werden, wenn sie innerhalb der Ethik befolgt werden soll. Es muß sich begründetermaßen ergeben, daß es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen hinsichtlich ihres Selbstwertes gibt. Es muß also gewissermaßen die Einheit des Lebendigen eingesehen werden, damit die geforderte Universalität des sittlichen Grundprinzips vom Denken her akzeptiert wird.

## Die Einheit des Wirklichen

Schweitzer weist diese Einheit auf, indem er davon ausgeht, daß in allen Lebewesen der gleiche „Willen zum Leben“ tätig ist und daß diese dadurch solidarisch miteinander verbunden sind. Für ihn ist die folgende Einsicht eine *„unmittelbarste“, „umfassendste Tatsache“* des menschlichen Bewußtseins und der sichere Ausgangspunkt aller *„wahren Philosophie“*: *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“*. Schweitzers Gedanke zur Einheit des Lebendigen erhält nun von unerwarteter Seite eine entscheidende Stütze: Die Ergebnisse der modernen Physik, wie sie Carl Friedrich von Weizsäcker interpretiert, legen eine Einheit des Wirklichen nahe, die die in der klassischen Physik zumeist zugrunde gelegte Trennung von Geist, Natur, Subjekt und Objekt, Bewußtsein und Materie zu überwinden scheint. Es gehört zu den zentralen Thesen des von Weizsäcker'schen Denkens, daß sich in der modernen Physik, insbesondere der Quan-

tentheorie, die „künstliche“ Trennung von Beobachter und Meßobjekt ab einer gewissen Grenze nicht mehr aufrechterhalten läßt. Es sei unser endlicher Verstand, der im Bereich der physikalischen Erfahrungen die Welt der Erscheinungen als Objekt vor sich hinstellt und auf ihre Gesetzmäßigkeiten hin untersucht, ohne sich selbst dabei mit einzubeziehen. In der klassischen Physik ging man davon aus, daß die Meßergebnisse nichts anderes als die objektive Welt beschreiben, wie sie an sich ist: Die gemessenen Eigenschaften eines Objekts kann man dort unabhängig von der Meßapparatur annehmen. In der mikrophysikalischen Welt stellen sich aber die Objekte nicht so einfach dar, wie man es bisher gewohnt war. Es zeigt sich hier vielmehr, daß es von der Fragestellung, d.h. von der Meßapparatur abhängt, welche Eigenschaft eines mikrophysikalischen Gegenstandes die Messung zur Erscheinung bringt. Der Frager bestimmt also wesentlich mit, welche Antwort er erhalten wird. Dies und noch eine Reihe von anderen Gründen, die hier im einzelnen nicht behandelt werden, sprechen dafür, daß die Welt eben nicht wie etwa noch bei Kant prinzipiell gespalten ist in Vernunft und Natur, Subjekt und Objekt, Erkennendes und Erkanntes, sondern daß diese Trennung nur für unser endliches Bewußtsein besteht. Weder erkenntnistheoretisch noch ontologisch läßt sich also die unterschiedliche Bewertung von Vernunft- und Naturwesen länger aufrechterhalten. Es muß vielmehr ein einheitlicher Grund und Zusammenhang des Wirklichen angenommen werden, in dem der Mensch nur einen Teil vom Ganzen des Wirklichen darstellt und dabei in direkter Verbindung zu allen anderen Lebewesen steht. Ohne nähere Begründung soll hier nur festgehalten werden, daß v. Weizsäcker in allem, was ist, Ausformungen des Geistes sieht (vgl. 1971, S. 289). Diese Auffassung des sogenannten Geistmonismus betont die uneingrenzbar kontinuierliche „Reihe der Gestalten, die das Atom mit dem Menschen verbindet“ (1957, S. 182).

### Die Ehrfurcht vor dem Leben

Mit dieser Aussage steht von Weizsäcker Schweitzer nahe, der an der Einheit des Lebendigen selbst in der „wundervollen Zeichnung“ der Schneeflocke festhält und darin den gleichen Willen zum Leben wirken sieht wie

im Menschen: „Die Flocke, die bist du. Überall, wo du Leben siehst – das bist du“ (V, 124). Diese Erfahrung der Einheit führt Schweitzer konsequent zu dem Appell der „Ehrfurcht vor dem Leben“. Er hält den Menschen dazu an, alle Erscheinungsformen des Willens zum Leben zu achten und dessen Vernichtung oder Hemmung – genauso wie die eigene zu verhindern, vielmehr in seiner Entwicklung zu helfen und zu fördern. „*Ethik besteht also darin, daß ich die Nötigung erlebe, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen.*“ Das „Grundprinzip des Sittlichen“ lautet also für Schweitzer: „*Gut ist, Leben erhalten und Leben fördern; böse ist, Leben vernichten und Leben hemmen*“ (II, 378). In dieser Allgemeinheit formuliert, hat das Prinzip zur Folge, daß kein Lebewesen nach dem subjektiven Maßstab des Menschen als nützlich oder schädlich, je nachdem wie nahe es ihm steht, bewertet werden darf. Das weit verbreitete Unterfangen, allgemeingültige Wertunterschiede zwischen den Arten der Lebewesen zu statuieren, ließe sonst darauf hinaus, unter wertlosem Leben unter Umständen „*Arten von Insekten oder primitive Völker*“ zu verstehen (I, 242). Ein ähnlicher Gedanke findet sich auch bei von Weizsäcker. Angesichts der „*aufgebäuften Summe willkürlich hervorgebrachten webrlosen Leidens*“ bei Experimenten mit Mäusen, denen die erbliche Anlage zum Karzinom eingepflanzt wurde, gibt er folgendes zu bedenken: „*Man wandte mir ... ein, daß die Versuche medizinischen Zwecken dienen. Die Mäuse leiden, damit Menschen das Leiden erspart wird. Aber hat man sich klar gemacht, wie furchtbar diese Logik ist? Würde man sie mit sicherem Gewissen abzugrenzen gegen die Logik derer, die Menschen verschiedenen Werts unterscheiden und sich überreden, sie dürften Menschen leiden machen, um anderen Menschen Leiden zu ersparen? Gibt es eine andere Stellvertretung im Leiden als die freiwillige? Vielleicht gibt es sie, aber wenn man sich zu dieser Meinung bekennt, muß man wissen, was man tut*“ (1958, S. 182). Die geistige Verwandtschaft zwischen Schweitzer und von Weizsäcker hinsichtlich ihrer ethischen Grundhaltung wird bei diesen Worten offenbar. Wie jener sieht dieser keine Möglichkeit für einen begründbaren Maßstab, der bestimmten Lebewesen nach Belieben ihren Selbstzweck abspricht, um sie als Mittel für einen vermeintlich höheren Zweck zu verwenden. Denn, wie Schweitzer sich ausdrückt: „*Wer von uns weiß, was das andere Lebewesen an sich und im Weltganzen für eine Bedeutung hat?*“ (I, 242).

## Schweitzers Konfliktethik

Schweitzers Ethik ist gewissermaßen eine „Konfliktethik“. Daß der Mensch faktisch dem Gedanken der Ehrfurcht vor dem Leben zuwiderhandeln muß, ist ihm voll bewußt. Er möchte mit seiner Ethik den Menschen deshalb dazu sensibilisieren, den ständigen Konflikt, in den die Entscheidungszwänge den Menschen immer wieder führen, zu erkennen und als zentralen Antrieb für das ethische Handeln anzunehmen. „Nur von Fall zu Fall und unter dem Zwange der Notwendigkeit“ dürfe er Unterschiede machen, wenn er etwa in die Lage komme, entscheiden zu müssen, „welches Leben er zur Erhaltung des anderen“ zu opfern hat. Schweitzer selbst berichtet von einer solchen Entscheidung, als er Eingeborenen einen jungen Fischadler abkauft, um ihn aus ihren „grausamen Händen“ zu erretten, und nun gezwungen ist, zur Fütterung des Raubvogels Fische zu töten. Immer wieder empfindet er die Fütterung als etwas „Schweres“. Er ist sich bewußt, daß jede solcher Entscheidungen „subjektiv und willkürlich“ ist. Die Verantwortung für das geopfert Leben müsse daher getragen werden (I, 242f.). Das Bewußtsein der Schuld, die wir mit jeder Lebensschädigung, sei sie auch noch so sehr durch die Umstände gerechtfertigt, auf uns zu nehmen gezwungen sehen, fordert nun zur Sühneleistung heraus, indem „keine Gelegenheit“ versäumt werden soll, lebendigen Wesen Hilfe oder die notwendige Förderung zukommen zu lassen (V, 155). Schweitzers Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben will also in ihrer Universalität keine inhaltlichen Handlungsregeln, Vorschriften oder Pauschallösungen für bestimmte Situationen geben. Sie motiviert vielmehr den einzelnen zur „höchsten gesteigerten“ (II, 388), „erschreckend unbegrenzten“ (II, 390), „ins Grenzenlose erweiterten Verantwortung gegen alles, was lebt“ (II, 379).

## Ethik und mystische Erfahrung

Schweitzer verbindet nun direkt die von ihm intendierte ethische Handlungsweise mit der mystischen Erfahrung. Das Ziel der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben sei, durch die ethische Hingabe an alles Leben in ein geistiges Verhältnis zum Unendlichen zu gelangen. Der Mensch werde da-

durch anders, als er es im natürlichen Kampf ums Dasein wäre. Der so handelnde Mensch verwirklicht nach Schweitzer eine lebendige und ethische Mystik, indem er den geheimnisvollen Willen zum Leben in sich erlebt, mit allem anderen Willen zum Leben solidarisch verbindet und mit ihm identifiziert. Für Schweitzer endet in die Tiefe gehendes rationales Denken „mit Notwendigkeit ... in dem Irrationalen der Mystik“. Diese zielt dabei auf das „Einswerden mit dem Unendlichen durch ethische Tat“ (I, 244). Das hier zum Ausdruck kommende mystische Verständnis der Einheit des Wirklichen bietet sich direkt an für einen Vergleich mit dem Denken von Weizsäcker. Auch er sieht in der „Anerkennung einer ... mystischen Erfahrung der Einheit“ kein „Ausweichen aus der Rationalität“, sondern eine „Konsequenz des Verständnisses des Wesens der Rationalität“ (1971, S. 480). Allerdings bedeutet für ihn die mystische Erfahrung ein Überschreiten des begrifflichen Denkens überhaupt. Hier wird das endliche Bewußtsein des Menschen derart erweitert, daß alle Abgrenzungen seines endlichen Ich aufgebrochen werden: Der Mensch erfährt in einem „neuen“ Bewußtsein, daß er Teil eines Ganzen ist und sein wahres, eigentliches Selbst mit Gott verbunden ist, so wie es alle anderen Lebewesen auch sind, wie von Weizsäcker sagt, als „Organe“ Gottes. Für Schweitzer ist die Mystik nicht wie bei von Weizsäcker eine zum Abschluß gebrachte Bewußtseinserweiterung, die das Einswerden mit dem Wirklichen als Ganzem anzielt und erst mühevoll durch jahrelange Meditation o. ä. erlangt werden kann, sondern ein konsequent zu Ende gedachtes Denken und Erleben. „Der Weg zur wahren Mystik führt durch das rationale Denken hindurch zum tiefen Erleben der Welt und unseres Willens zum Leben hinauf“ (II, 111). Im Unterschied dazu führt Schweitzer zufolge etwa „brahmanische Mystik“ den Menschen zu einem weltenthebenden und -verneinenden „Eins-werden mit ... dem unendlichen Sein“ und damit zur „Tatenlosigkeit“.

Sie komme daher auch nicht zu einer tätigen Ethik gegenüber den Leidenden (II, 468). Schweitzer sieht die „ethische Mystik“ (z. B. I, 244) gerade darin begründet, daß sie die Erfahrung der Einheit des Lebendigen mit der ethischen, aktiven Hingabe gegen alles Leiden dieser Welt verbindet und dadurch die geistige „Vervollkommnung“ des einzelnen fördert (vgl. u. a. Schweitzers „Weltanschauung der indischen Denker“). Für von Weizsäcker ist das Sittliche nicht wie bei Schweitzer das „letzte Prinzip“.

# Tübingen – Einweihung der Albert-Schweitzer-Kirche

AUS: RUNDBRIEF NR. 62 – NOVEMBER 1986, S. 60 BIS 65

Es ist ihm eine „befreiende Erziehung zu einer Weise der Wahrnehmung“ (1977, S. 141), die nicht an das beschränkte Ich gebunden ist, sondern das Ganze erfährt. Moral muß in der „religiösen Erfahrung“ begründet sein, wenn sie in der „Liebe“ zu dem „tiefsten Selbst“, zu Gott, die wahre „Nächstenliebe“ finden soll (1977, S. 121). Denn nach Auffassung von Weizsäckers können wir „unseren Nächsten nicht wahrhaft lieben ..., wenn wir ihn nicht in Gott lieben“ (1977, S. 186, vgl. 475, 500). Das bedeutet, daß wir nur in der wahren, mystischen Gotteserfahrung eine Liebe für den Nächsten zu entfalten imstande sind, die über alle Schranken hinweg universal ist und auch alle anderen Lebewesen konsequent als Organe des einen Gottes miteinbezieht. Entgegen den Befürchtungen Schweitzers, die so begriffene mystische Erfahrung sei „überethisch“ und bliebe folgenlos für das ethische Handeln (vgl. II, 467, S. 476ff.), ist echte Mystik nach von Weizsäckers Verständnis keine „Flucht in die eigene Innerlichkeit“, sondern gerade ein Sichöffnen für das wahre Wirkliche, das Eine oder das höchste Selbst Gottes, an dem alle Erscheinungen des Lebens teil haben. Sie ist die wahre ursprüngliche „Selbstverwirklichung“ und als solche ein Mittel zur Überwindung der „inneren Hemmnisse, die einen bindern, sich Mitmenschen und der Wirklichkeit zuzuwenden“ (1977, S. 550). Wie von Weizsäcker versichert, wird der Mensch, der diese Selbstverwirklichung erlangt hat, sich immer um die Leidenden kümmern. Erst aufgrund der mystischen Erfahrung, die das Ich als Teil respektive „Organ“ eines höheren Wirklichen begreift und mit dem Aufgeben der „angstvollen Selbstbeschützung des [endlichen] Ich“ (1977, S. 544) einhergeht, kann demnach Schweitzers Aufforderung, „in liebender Hingabe an anderes Leben unser geistiges Einswerden mit dem unendlichen Sein“ (II, 662) unter Beweis zu stellen, auf vollkommene Weise Folge geleistet werden.

#### Literatur:

- Albert Schweitzer: *Gesammelte Werke in fünf Bänden (kurz: I bis V, hrsg. v. R. Grabs)*, München 1974.  
 Immanuel Kant: *Zur Grundlegung der Metaphysik der Sitten*, 1785, Werkausgabe in zwölf Bänden (hrsg. v. W. Weischedel), Bd. VII, Frankfurt a. M., 1968.  
 Carl Friedrich v. Weizsäcker: *Zum Weltbild der Physik*, Stuttgart (7. erw. Aufl.) 1957, (12. Aufl.) 1976.  
 Carl Friedrich v. Weizsäcker: *Die Einbeit der Natur – Studien*, München 1971, (3. Aufl.) 1981.  
 Carl Friedrich v. Weizsäcker: *Der Garten des Menschlichen – Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie*, München/Wien 1977, (5. Aufl.) 1978.

Als letzte der Tübinger Teilkirchengemeinden weihte am 21. September dieses Jahres die evangelische Kirchengemeinde auf der Wanne ihre neue Kirche ein, der sie den Namen Albert-Schweitzer-Kirche gegeben hat. Mit einem Festgottesdienst, geprägt von Dankbarkeit, Freude und der Besinnung auf Leben und Wirken Albert Schweitzers, begann die Einweihung. Der Sonntag selber hatte den ganzen Tag bei strahlendem Herbstwetter den Charakter eines Gemeindefestes, vom Basar bis zum Volkstanz, vom gemeinsamen Essen bis zu musikalischen Darbietungen. Spenden gingen unter anderem auch für das Spital in Lambarene ein: 3555,- DM. Fast eine ganze Woche lang dauerte das Festprogramm.

Wie kam die Gemeinde auf den Namen Albert Schweitzer? Günther R. Eisele, der Pfarrer der Gemeinde, schreibt dazu in der Festschrift: „ ... Nachdem alle Kirchen der Tübinger Gesamtkirchengemeinde durch einen Personennamen bezeichnet sind, hat sich dieser Gesichtspunkt im Kirchengemeinderat schließlich durchgesetzt: die Wanne-Gemeinde soll hierin keine Ausnahme bilden ... Angesichts unserer jungen Gemeinde war bei den Überlegungen zur Namensgebung als weiterer Gesichtspunkt wichtig, möglichst eine Gestalt aus unserem Jahrhundert als ‚Namenspatron‘ zu wählen. Mit vielen Gemeindegliedern hätte ich es begrüßt, wenn wir für den Namen einer Frau – auch aus biblischer oder kirchengeschichtlicher Zeit – eine Mehrheit gefunden hätten. Dies ist jedoch ... nicht gelungen ... Albert Schweitzer war in den 20 Jahren nach seinem Tod am 4. September 1965 als Vorbild kaum mehr im Gespräch. Seit zwei bis drei Jahren wird seine Bedeutung neu entdeckt. Sein Leitwort ‚Ebrfurcht vor dem Leben‘, das ihm im Jahr 1915 bei einer Fahrt auf dem Ogowe-Fluß wie durch eine Eingebung in den Sinn kam, hat in unserer Zeit eine überlebensnotwendige Bedeutung gewonnen. Es wird von jeder Glaubens- und Geistesrichtung verstanden und weitbin als ethische Maxime bejaht ... Paßt dieser Name, paßt dieser Mann zu unserer Gemeinde,

*er, der sich nicht nur in das Leben Jesu, sondern auch in Leben und Glauben des Apostels Paulus, in die Musik von Johann Sebastian Bach, in das Denken Immanuel Kants und in das Werk Johann Wolfgang von Goethes vertieft hat, er, den man daher zu Recht einen großen Arzt, Theologen, Musiker und Philosophen nennt, zu unserer Gemeinde? Ich denke schon. So wie er jedem Vorbild sein kann, der als Christ ‚schlicht Mensch sein will im Sinne Jesu‘, wie Schweitzer einmal sagt, so kann er auch den Vielen in unserer Gemeinde ein Vorbild sein, die in Wissenschaft und Kunst gelehrt und gebildet sind, die Glauben nicht mit Vernachlässigung oder gar mit Verachtung des Denkens gleichsetzen wollen. Albert Schweitzer fordert durch seine Lehre und sein Leben dazu heraus, wissenschaftliches Denken und künstlerische Gestaltung in den Dienst des Glaubens, der Nachfolge zu stellen ... Will man das Glaubens- und Theologieverständnis Albert Schweitzers auf einen Begriff bringen, so kann man vielleicht von einer ‚Theologie der Solidarität‘ sprechen. Solidarität mit allem Lebenden, mit benachteiligtem, unterdrücktem, verachtetem, leidendem Leben zumal. Ich denke, das ist ein Stichwort, das uns ein Licht aufstecken und einen Weg weisen kann in den Aufgaben und Spannungen unserer Zeit, in Gemeinde und Kirche, in Gesellschaft und Politik und in der Gemeinschaft von Völkern, Rassen und Religionen ...“*

Die ganze Woche über boten ein Büchertisch, auch mit Karten von Albert Schweitzer und Rundbriefen, eine Schmökerecke und eine kleine Ausstellung eine gute Möglichkeit, sich über Leben und Werk des ungeheuer vielfältigen Mannes zu informieren. Viele ältere Tübinger erinnerten sich noch an den Besuch Schweitzers in Tübingen (1959) oder an andere Begegnungen, z.B. in Königfeld. Ein Seminar über „Albert Schweitzers Glaube und Theologie“ mit Pfarrer Eisele wird an fünf Abenden im Oktober und November stattfinden. Am Podiumsgespräch des ersten Abends zum Thema „Ehrfurcht vor dem Leben“ – welche Bedeutung hat Albert Schweitzers Leitwort von 1915 in unserer Zeit? – nahmen viele Zuhörer teil. Auf dem Podium saßen: J. Fiedlschuster, Münster i. W., M. Hänisch, Rottenburg-Wurmlingen, Dr. A. van Soest, Tübingen, Dr. F. Weber, Mössingen, Günther R. Eisele, Tübingen. Die Gesprächsleitung hatte Pfarrer Dufft von der benachbarten Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde. An alle Gesprächsteilnehmer stellte Pfarrer Dufft folgende drei Fragen:

1. Was bedeutet Ihnen Albert Schweitzers Leitwort „Ehrfurcht vor dem

Leben“? 2. Was bedeutete für Albert Schweitzer „Ehrfurcht vor dem Leben“? 3. In welchen Lebensbereichen kann diese Formel heute Orientierung geben?

Zur ersten Frage sagte Manfred Hänisch, „Ehrfurcht vor dem Leben“ sei eine glaubhafte Möglichkeit, mit der Gegenwart fertig zu werden und die aufgebrochenen Risse z. B. zwischen Technik und Natur, Glaube und Welt zu schließen. Fiedlschuster, an einer Universität tätig, erzählte von der Faszination, die die „integre Persönlichkeit“ Schweitzers auf die Studenten ausübte, dessen Leben und Denken eine Einheit bilde. Dr. van Soest lernte als Missionsarzt, von Schweitzer beeinflusst, das Nachdenken über die Würde des Menschen. Albert Schweitzer hatte ihm beigebracht, die Demut als Tugend zu sehen. Pfarrer Eisele sah eine Herausforderung darin, die Formel Schweitzers aus dem ethischen in den religiösen Bereich herauszuholen und dadurch zu einer Grundhaltung zu finden, die das Geheimnis verehrt, von dem alles Leben kommt. Dr. Weber erinnerte an seine frühere Flucht vor dem Idol Albert Schweitzer, der jedem elsässischen Theologiestudenten als Vorbild vor Augen gestellt wurde. Mehr als die Formel selbst spreche ihn deren Begründung an: „*Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.*“ Auch die Beantwortung der zweiten Frage zeigte das breite Spektrum, das Schweitzers Ethik einschließt. M. Hänisch wies darauf hin, daß Schweitzer der erste gewesen sei, der (wie Franz von Assisi) Leben als kreatürliches Leben überhaupt erkannt und definiert habe. Das Zusammenkommen von Erkennen und Wollen führt zur Haltung des denkend gewordenen Willens zum Leben. Wille zum Leben war bei Schweitzer eine Voraussetzung für den Willen zur Hingabe an andere Leben. Fiedlschuster wies darauf hin, daß Albert Schweitzer eine Ethik gewollt habe, die jedem Menschen zugänglich sei, die zunächst auch unabhängig von der christlichen Position zu verstehen sei. Damit hängt sicherlich die große Wirkung dieser Ethik zusammen. Pfarrer Eisele bemerkte, daß das weltbekannte Leitwort der „Ehrfurcht vor dem Leben“ in gewisser Weise den „Slogan des 19. Jahrhunderts“, Kants kategorischen Imperativ, ablösen konnte. Weber nannte die Formel einen Schlüssel zum Wiederaufbau der Kultur, wofür Schweitzer ein Wegbereiter sein wollte. Pfarrer Dufft wies auf die symbolische Bedeutung des Ereignisses hin, bei dem Schweitzer seine Formel fand: Im Boot auf dem Ogowe sah er Nilpferde auf einer Sandbank. Nilpferde und die Menschen

gingen in derselben Richtung. Von den Zuhörern kam die Frage, ob „Ehrfurcht vor dem Leben“ für Christen nicht selbstverständlich sei. Der Hinweis auf die Geschichte des Christentums zeigt, daß das oft nicht so war. Schweitzer sagte in einer der Straßburger Predigten, die christliche Sittlichkeit sei keine Macht in der Welt geworden. Die Voraussetzung für das Verständnis der Gebote Jesu müsse erst wieder geschaffen werden, sonst könnten sie gar nicht verstanden oder praktisch gelehrt werden. Zur dritten Frage wies van Soest auf folgende Bereiche hin: Wie gehen wir mit der Würde des Menschen um, was z. B. ungeborenes Leben betrifft? Wie gehen wir mit Kindern um, inwieweit können wir die Formel im pädagogischen Bereich anwenden? Schweitzer wollte eine zurückhaltende Lebensweise, wie auch Weber sagte. Schweitzer wollte dem einzelnen Gewissen aufbürden, nicht leichtfertig zu töten. Es war ihm bewußt, daß wir immer wieder an anderem Leben schuldig werden. Da sich jedes Leben primär selbst durchsetzen will, entstehen Konflikte. So sind auch zum Beispiel Krankheitserreger Leben, das leben will, das aber doch um des Menschen willen getötet werden muß. Die Gegner gegen diese verantwortungsbewußte Lebenshaltung sind Abstumpfung, Verdrängung oder bewußte Unempfindlichkeit. Außerdem wies Weber darauf hin, daß nach der Formel „Ehrfurcht vor dem Leben“ das Denken in Feindbildern unmöglich sei. Das Podiumsgespräch endete in einer Diskussion mit den sehr interessierten und engagierten Zuhörern. Durch die Antworten der Männer vom Podium, durch Anekdoten und Schweitzer-Zitate war dieser Abend ungeheuer vielfältig, lebendig, regte an und gab Hilfen zum Mitdenken und Handeln.

Zu einem Vortrag über das „theologische Erbe Albert Schweitzers“ war dann der in Bonn lehrende Theologe Erich Gräßer am Montagabend da. Nicht um ein „Um-die-Ohren-schlagen“ des selbstgewählten Namensgebers, sondern darum, ihn in die Herzen hineinzureden, ging es Gräßer bei seinem Vortrag. Albert Schweitzer könne durch sein Vorbild verloschenes Licht sowohl im persönlichen Leben als auch in der Welt wieder anfachen. Der Hauptfrage des Referats, worin das Maßgebliche in der Erinnerung an Albert Schweitzer bestehe, näherte sich Gräßer mit vier Stichpunkten. Dabei betonte er, daß es nicht um Erinnerung im Sinne eines Personenkultes, sondern im Sinne einer Wegweisung gehe, die Schweitzers Leben und Werk geben kann. Im ersten Punkt, aus aktuellem Anlaß zur Namens-

gebung, führte Gräßer aus, das „*Soli Deo Gloria*“ (Allein Gott die Ehre) solle auch im Sinne Schweitzers durch dessen Namen nicht geschmälert werden. Es solle vielmehr daran ausgerichtet werden, wie Schweitzer das Evangelium gelebt hat. Im zweiten Punkt ging Gräßer auf die Beziehung Schweitzers zu Tübingen ein und bemerkte, „*obwohl dieser kein Tübinger war, ist er es doch in hohem Maße gewesen*“. Da waren zum einen seine Verbindungen zum Verlag Mohr & Siebeck, in dem alle seine theologischen Bücher erschienen sind; dann wurde ihm 1957 der Ehrendoktor der Evangelisch-theologischen Fakultät verliehen. Schweitzer nannte sich selbst einen „*in der Fremde nachgeborenen Tübinger*“. In der Ehrfurcht vor der historischen Wahrheit und in der strengen Scheidung zwischen geschichtlichen und dogmatischen Gesichtspunkten mit Ferdinand Christian Baur und der Tübinger Schule einig, besuchte er bei seinem Tübingen-Aufenthalt 1959 auch Baur Grab. Noch wichtiger jedoch war Schweitzer die Beziehung zu dem umstrittenen Tübinger Theologen David Friedrich Strauß. Von ihm sagte Schweitzer in seinem Buch „Die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“, er sei zwar nicht der größte und tiefste unter den Theologen, aber der wahrhaftigste gewesen. Im dritten Punkt befaßte sich Gräßer damit, welche Wahrheit Schweitzer im Neuen Testament fand. Gott ist für Schweitzer eine Kraft zum Guten; die Hingabe unseres Willens an den Willen Gottes bringt eine praktische Nachfolge Jesu mit sich. Ein Angriffspunkt vieler Theologen war jedoch, daß die christliche Botschaft bei Schweitzer nur eine „ethische Weltanschauung“ gewesen sei. In dieser sei zwar die christliche Liebe, nicht aber die Lehre vorhanden. Gräßer wies darauf hin, daß das Christentum nicht an der Dogmatik gemessen werden könne. Die durchaus vorhandenen Defizite Schweitzers bei der Dogmatik seien nicht einer hybriden, sondern einer demütigen Vernunft entsprungen. Gräßer: „*Die Photolinse der dogmatisch ausgerubten Kirchenchristen kriegt Schweitzer nicht ins Bild.*“ Schweitzer verehrte Jesus als Führer im Leben, seine Frömmigkeit war pietistisch geprägt. Er nannte sich selbst einen „*rationalistischen Pietisten*“. Gräßer sagte, Schweitzer müsse vom Praktischen her erfaßt werden. Das wichtigste Vermächtnis Schweitzers sei, darauf zu achten, daß in der Kirche die „Kopf-Theologie“ nicht die Praxis verdränge. Die Christen sollten nicht kirchengläubig, sondern christgläubig sein.

Im vierten Punkt, zur Philosophie der Ethik „Ehrfurcht vor dem Leben“, erzählte Gräßer vom Schlüsselerlebnis des Kindes Albert Schweitzer, das nicht begreifen konnte, daß es abends nur für die Menschen und nicht für alle Geschöpfe beten sollte. Die spätere Ethik Schweitzers war für ihn nur vollständig, wenn sie alle lebenden Wesen einschloß: *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“* Er kritisierte die Reduktion der Natur durch die Menschen auf ihren Nutzen für die Menschen. Die schärfste Herausforderung seiner Ethik bestand in der Frage der Atomwaffen. Dazu hat sich Schweitzer unmißverständlich geäußert (z. B. in „Friede oder Atomkrieg“). Die Bedeutung Jesu für den Glauben sah Schweitzer darin, daß er für den Menschen eine Autorität geworden sei, die zwar als historische Erscheinung in seine Zeit gebannt bleibe, aber diejenigen segne, die (wie Jakob) mit ihm gerungen hätten. Zum Schluss beantwortete Gräßer Anfragen aus der Zuhörerschaft, die das große Interesse vieler an Albert Schweitzer bewiesen, der doch in seiner ungeheuren Vielfalt und Eigenwilligkeit nicht einfach zu erfassen ist. Der Vortrag von Prof. Gräßer war eine große Hilfe dazu.

Am Dienstagabend wurde der Albert-Schweitzer-Film von Jerome Hill und Erica Anderson gezeigt. Mittwochabend war Dr. Othon Printz aus Bischwiller, Elsaß, der Referent. Er ist Mitglied der „Fondation Internationale“. „Zwischen Idealismus und Realismus“ überschrieb er seinen Bericht mit Dias über Schweitzer und eine Reise nach Lambarene im letzten Jahr. Als elfjähriger Junge, der noch nichts von Albert Schweitzer wußte, hatte Printz „Zwischen Wasser und Urwald“ in einer Nacht durchgelesen und war total begeistert gewesen. So begann, wie er sagte, seine *„idealistische Phase“*. Bei einer Radtour nach Günsbach traf Printz Albert Schweitzer, der ihm das vor Aufregung umgeworfene Fahrrad aufhob. Printz studierte Medizin und Theologie. Seinen Militärdienst wollte er in Übersee, in Lambarene, ableisten. Doch sein Bekannter, Dr. Trenz (ein Mitarbeiter Schweitzers aus den ersten Jahren) riet ihm heftig davon ab. Er – Printz – habe ein viel zu idealistisches Bild von Schweitzer, das nicht zur Realität des alten Mannes in Lambarene passe, der angeblich so festgefahren war. Nach und nach wandelte sich Printz’ Bild zum Realismus bzw. zum *„nüchternen Idealismus“*. Er kam nach Lambarene. Dort sei der Gegensatz von Idealismus und Realismus immer noch ein Problem, meinte Printz. Zur heutigen Aufgabe

von Lambarene sagte Printz, das Spital sei eine große Chance. Obwohl der Staat Gabun einer der reichsten afrikanischen Staaten ist (wenn auch der Reichtum schlecht verteilt ist), sollte es doch nie ganz dem Staat gehören. Denn Lambarene, so Printz, *„ist ein Symbol für die ganze Welt“*. Auch für Afrikaner hat es einen ganz anderen Stellenwert als die staatlichen Krankenhäuser. Viele nehmen lange Fahrten auf sich, um dort und nicht etwa im näher gelegenen Krankenhaus von Libreville behandelt zu werden. *„Wir dürfen nie vergessen, warum Schweitzer nach Lambarene ging“*, sagte Printz. Schweitzer wollte ein Sühnezeichen setzen; unsere Kultur an die afrikanische Mentalität adaptieren und so Sühne leisten für die „Sünden“ des Kolonialismus. Dies Sühneprinzip steckt im Geist des Spitals. Als Boden von Schweitzers Gedanken müssen zumindest Teile des Spitals (falls man aus finanziellen Gründen welche abgeben müßte) weiter von den europäischen Hilfsvereinen getragen werden. So setzte sich Printz auch sehr für eine Erhaltung des alten Spitals als „Museumsdorf“ ein; auch wenn dies viel Geld koste und manchem unverständlich sei, müsse doch dieses Symbol unbedingt erhalten bleiben. Bericht, Dias und die Antworten von Printz auf die vielen Fragen zur Finanzierung des Spitals, zu Krankheiten, Personal und Methoden gaben an diesem Abend ein sehr lebendiges Bild vom heutigen Lambarene mit seinen Traditionen, Entwicklungen, Neuerungen und Problemen. Am Donnerstagabend hielt Hans-Jürgen Schultz, der Chefredakteur Kultur des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart, einen Vortrag über „Albert Schweitzers Friedensdenken. Die Anwesenheit der Atombombe oder die Abwesenheit der Humanität“ (siehe auch Rundbrief Nr. 57, S. 60ff.). Dazu aus der „Tübinger Chronik“: *„In einer Sprache äußerster Verständlichkeit unterrichtete Schweitzer die Weltöffentlichkeit über sehr komplizierte, aber beunruhigende naturwissenschaftliche, technologische und militärpolitische Sachverhalte“*, betonte Schultz in seinem Vortrag. Schweitzer wird zum Provokateur, indem er als einer der ersten auf die Kriegsschäden in Friedenszeiten aufmerksam machte. Beschwörend warnte er vor der zunehmenden Radioaktivität in der Umwelt als Folge der Atomversuche. Schweitzers eiserner Wille, das zu tun, was er als richtig erkannt hatte, aber auch eine ihm eigene Halsstarrigkeit ließen alle Vorwürfe an ihm abprallen. Er mißtraute den Regierenden. Er forderte eine veränderte Grundeinstellung des Menschen, denn er war davon überzeugt,

# Das Albert-Schweitzer-Spital Lambarene 1965

AUS: RUNDBRIEF NR. 81 – NOVEMBER 1995, S. 7 BIS 12

Der folgende Beitrag aus dem Jahr 1965 wurde dem Archiv des Deutschen Albert-Schweitzer-Zentrums von Frau Rhena Schweitzer-Miller zur Verfügung gestellt. Er erschien in der Rundbrief-Ausgabe Nr. 81 im Gedenken an Albert Schweitzers 30. Todestag.

daß innerer Friede und Weltfrieden aufs engste miteinander verknüpft sind. In der Anwesenheit der Atombombe sah er ein Zeichen für die Abwesenheit der Humanität. Doch humanes Verhalten läßt sich, so Schweitzer damals, nicht an Experten delegieren: *„Was alle angeht, hat von allen gelöst zu werden.“* Nach Einschätzung von Hans-Jürgen Schultz hat Schweitzer eine fundamentale Demokratie vor Augen gehabt. Die hohe Meinung, die der Theologe und Arzt von jedem einzelnen Menschen hatte, mag die Wurzel zu dieser idealistischen Einschätzung gewesen sein.

Am letzten Abend hielt Gero Soergel, Organist und Kirchenmusikdirektor in Tübingen, einen Vortrag über Schweitzer und Bach. Zu diesem interessanten, wenn auch teilweise sehr speziellen Referat waren nicht so viele Zuhörer erschienen wie an den Abenden zuvor. Soergel beschrieb den Weg Albert Schweitzers vom ersten Spielen in Günsbach bis zu seinen berühmten Lehrern in Paris (Charles Marie Widor) und Berlin. Zwischen durch waren Bach'sche Orgelstücke, gespielt von Albert Schweitzer, von der Platte zu hören. Schweitzer, Vermittler zwischen Theologie und Musik, außerdem zwischen französischen und deutschen Orgelspieltraditionen, schrieb auf Anregung Widors 1905 sein noch heute anerkanntes Buch über Bach. Es wurde auch in sehr viele Fremdsprachen übersetzt. Soergel: *„Schweitzer hat über Bach Dinge gesagt, die noch heute gelten; andere Dinge, die er gesagt hat, werden heute erst richtig entdeckt.“* Außerdem edierte Schweitzer die Orgelwerke von Bach neu. Er setzte sich sehr für die Erhaltung historischer Orgeln oder deren Rettung ein. Sein ganzes Leben lang gab er unzählige Orgelkonzerte. Für Schweitzer war Bach ein Tröster, der ihm den Glauben gab, daß in Kunst und Leben das wahrhaft Wahre nicht unterdrückt werden kann. Diesen Glauben, meinte Schweitzer, brauchen wir, um zu leben. Nach dieser Woche intensiver Beschäftigung mit Albert Schweitzer, dem Theologen, Arzt, Philosoph, Friedensmahner und Musiker blieb bei mir, neben dem Wunsch, mich mehr mit ihm zu beschäftigen, die staunende Frage, wie ein Mensch dies alles hatte so intensiv und fruchtbar leben und denken können.

Im westafrikanischen Staat Gabun, am Fluß Ogowe, „Zwischen Wasser und Urwald“ gelegen, existiert das Albert-Schweitzer-Spital Lambarene nun schon seit mehr als einem halben Jahrhundert. Im Frühjahr 1963 konnte es sein 50-jähriges Bestehen feiern, und mein Vater Albert Schweitzer im Alter von 88 Jahren auf 50 Jahre des Wirkens im afrikanischen Urwald zurückblicken.

Wie kam mein Vater dazu, sich als Arzt im afrikanischen Urwald einen Wirkungskreis zu suchen? Als Elsässer im lieblichen Münstertal aufgewachsen – *„Ich bin ein Kind des Elsaß und ein Bürger der Welt“*, sagt er von sich selber als junger hoffnungsvoller Theologe, Philosoph und Musiker, dem eine glänzende Laufbahn bevorstand.

Schon als Kind tief beeindruckt vom Leid in dieser Welt, beschloß er als junger Mann, bis zu seinem 30. Lebensjahr seinen Studien und Interessen zu leben, nachher aber, aus Dankbarkeit für seine glückliche Jugend und sein erfülltes Leben Menschen zu helfen, die Hilfe brauchen. Daß dieser Entschluß ihn nach Afrika führte ist einem merkwürdigen Zufall – oder vielleicht sprechen wir in diesem Fall von einer Fügung – zuzuschreiben.

Im Herbst des Jahres 1904 fand er auf seinem Schreibtisch in Straßburg ein Heftchen der Pariser Mission mit einem Aufruf um Hilfe für die Mission und die Bevölkerung des Gabun – damals noch ein Teil von Französisch Äquatorialafrika – deren Elend groß war. Er las den Artikel, und der Entschluß war gefallen. Er beschloß Medizin zu studieren, da er auf diesem Gebiet seiner Meinung nach die nützlichste Hilfe leisten konnte. Außerdem drängte es ihn nach seiner Laufbahn als Professor und Pfarrer *„zu arbeiten ohne zu reden und die Religion der Liebe nicht zu predigen, sondern zu leben.“*



Wie hart die Jahre des Studiums waren, das er neben seiner Pfarr- und Lehrtätigkeit betrieb, kann man sich wohl denken. Besonders schlimm aber war das Unverständnis, das ihm von vielen, die er für seine Freunde hielt, entgegengebracht wurde. Verständnis fand er bei Helene Bresslau, mit der ihn schon eine jahrelange Freundschaft verband, die sich ihm zuliebe als Krankenschwester ausbilden ließ und die ihn heiratete, um mit ihm das große Abenteuer des Lebens „Zwischen Wasser und Urwald“ (so der Titel des Buches, in dem er über die erste Tätigkeit berichtet) zu wagen.

Am Karfreitag des Jahres 1913, unter dem Geläut der Glocken, verließen meine Eltern Günsbach, schifften sich in Bordeaux auf die „Europe“ ein, fuhren die Westküste Afrikas entlang und erreichten am 14. April Port Gentil. Dann ging es mit dem Flußdampfer „Alembe“ den Ogowe hinauf in den Urwald, 200 km weit, und am 17. April nachmittags landeten sie in Lambarene, wo sie mit dem Ruderboot der Mission abgeholt wurden, und endlich das Ziel ihrer Reise, die Missionstation Andende vor ihnen.

Es gelang meinem Vater, nach und nach die nötigen Gebäude für sein Spital auf dem Abhang des Hügels zu bauen, als 1914 der Krieg ausbrach. Als Elsässer mit deutscher Staatsangehörigkeit wurden meine Eltern im Spital interniert, durften aber weiter ihrer Arbeit nachgehen, bis sie 1917 nach Europa zurücktransportiert wurden. Erschöpft nach dreieinhalb Jahren Arbeit in den Tropen, aller Mittel beraubt, schien es das Ende ihrer Arbeit in Afrika zu sein. Aber kaum war der Krieg zu Ende, kam eine Einladung von Erzbischof Söderblom nach Schweden, um Vorlesungen an der Universität Uppsala zu halten. Andere Universitäten folgten dem Beispiel, mein Vater erkannte, daß Interesse für Vorträge über seine Arbeit in Afrika bestand, daß er mit diesen Vorträgen und Orgelkonzerten Geld verdienen konnte. Er faßte neue Hoffnung und den Beschluß, die Arbeit in Afrika wieder aufzunehmen.

1924 hatte er die nötigen Mittel zusammengebracht und schiffte sich in Begleitung eines englischen Studenten wieder ein. Meine Mutter blieb diesmal zurück. Ihre Gesundheit war noch zu sehr erschüttert und außerdem mußte sie sich um mich – die ich inzwischen fünf Jahre alt war – kümmern.

Es folgten Jahre harter Arbeit um die beschädigten Baracken wieder in Stand zu setzen. Als dann 1925 eine furchtbare Hungersnot ausbrach und

gleichzeitig eine Dysenterie-Epidemie wütete, mußte mein Vater einsehen, daß das Spital über zu wenig Platz verfügte, um solchen Katastrophen gewachsen zu sein. Er mußte sich den Entschluß abringen, es zu verlegen und drei Kilometer flußaufwärts fand er den geeigneten Platz dafür. Hier, wo heute der Landeplatz der Boote unserer Patienten ist, ging er an Land, erkundete den Uferstreifen und den sanft ansteigenden Hügel, und beschloß auf diesem Gelände das neue Spital zu bauen.

Vieles hat sich im Laufe der langen Jahre geändert. Die Errungenschaften der Technik sind auch in den Gabun gedungen, der Flugverkehr ermöglicht eine Verbindung zwischen den verschiedenen Teilen des Landes, wo vorher Urwald, Flüsse, Seen, Sümpfe unüberwindliche Hindernisse waren. Der Gabun ist von einer französischen Kolonie zu einer unabhängigen Republik geworden. Es ist ein an Bodenschätzen reiches, aber bis jetzt noch fast unerschlossenes Land, da die Verbindungswege fehlen. Wenn das gute Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß weiter bestehen bleibt, hat der Gabun wohl eine hoffnungsvolle Zukunft vor sich.

Leider ist der Gesundheitszustand der Bevölkerung noch immer unbefriedigend. Das Land mit seinem tropischen Klima und dem vielen stagnierenden Wasser, dem undurchdringlichen Urwald ist eine ideale Brutstätte für alle Arten von Parasiten. Glücklicherweise haben die Leute volles Vertrauen zu uns und kommen jetzt schon im Frühstadium einer Krankheit.

Es wird uns von Journalisten und Reportern manchmal vorgeworfen, wir seien rückständig und unsere sanitären Einrichtungen unbefriedigend. Von Anfang an war es das Prinzip meines Vaters, den Eingeborenen nicht zu entwurzeln, ihm bei uns die Lebensbedingungen zu geben, an die er gewöhnt ist, sich so wenig wie möglich in sein Privatleben zu mischen. Die Bevölkerung aus dem Innern des Landes, mit der wir hauptsächlich zu tun haben, hat auch noch einen sehr einfachen Lebensstandard. Was hätte es wohl für einen Sinn, diese Leute für die meist kurze Zeit, die sie bei uns verbringen, aus ihrem gewohnten Leben herauszureißen, ihnen unseren Lebensstandard aufzudrängen. Es würde in den meisten Fällen dazu führen, daß der Kranke sich unglücklich fühlt und eines Nachts einfach verschwindet. Das bedeutet eine vorzeitig abgebrochene Behandlung, eine Vergeudung von Mühe und Geld. So konzentrieren wir unsere Anstrengungen auf die medizinische Diagnostik und Behandlung. Wir haben bis

jetzt das große Glück gehabt, immer genügend gut ausgebildete Ärzte und Krankenschwestern für unser Spital zu finden.

Es ist meine feste Überzeugung, daß für die nächsten Jahre der Weiterbestand unseres Spitals von größter Wichtigkeit ist. Wir dürfen die Bevölkerung, die jetzt auf uns zählt und uns in immer größerer Zahl aufsucht, nicht enttäuschen. Für sie ist es eine Zufluchtsstätte nicht nur der Kranken, sondern auch der Alten und der Ausgestoßenen.

Das Wissen um die Verbundenheit mit Freunden nah und fern im Geiste der Ehrfurcht vor dem Leben gibt meinem Vater Kraft und Zuversicht, sein Werk auch in seinem hohen Alter und trotz aller Schwierigkeiten weiterzuführen. Als mein Vater Europa im Jahr 1913 verließ, um ein Spital in Afrika zu gründen, hielten ihn viele Menschen für einen kompletten Narren, und in den folgenden Jahren gab es Momente, in denen mein Vater ihre Meinung teilte. So sagte er einmal nach einem harten Arbeitstag ganz verzweifelt zu Josef, seinem ersten afrikanischen Helfer: „Was bin ich doch für ein Dummkopf, daß ich der Doktor solcher Leute geworden bin.“ Josef antwortete: „Ja Doktor, auf der Erde bist du ein großer Dummkopf, aber nicht im Himmel.“

Der Weg nach Lambarene, der ihn von seinem bisherigen Leben weit fortzuführen schien – weit vom Prediger, Professor und Musiker – war aber meines Vaters eigentlichster Weg zu sich selbst.

Aus Dankbarkeit für eine glückliche Jugend und ein erfülltes Leben war er bereit, drei schwere Opfer zu bringen: „die Orgelkunst aufzugeben, auf die akademische Lebrtätigkeit, an der sein Herz hing, zu verzichten, seine materielle Unabhängigkeit zu verlieren und für sein weiteres Leben auf die Hilfe von Freunden angewiesen zu sein.“ Es ging ihm aber wie Abraham, als er bereit war, seinen Sohn zu opfern: das Opfer wurde ihm erlassen.

Auf seinem Tropenklavier mit Orgelpedalen, ein Geschenk der Pariser Bachgesellschaft, für die er so oft in Konzerten gespielt hatte, war ihm nicht nur möglich, seine Orgeltechnik zu erhalten, sondern auch in den Jahren der ungestörten Einsamkeit des tropischen Urwalds eine neue und einzigartige Vertiefung seiner Interpretation zu erreichen. Durch niemals stille Tropennächte, die erfüllt sind von den Stimmen der Tiere im Urwald, dem Zirpen der Grillen, dem Schreien der Vögel, dem Rauschen der Palmblätter, klangen in Lambarene aus dem Zimmer meines Vaters Bach-

sche Fugen und Präludien in ihrer einmaligen Vollendung.

Seine Bücher, seine Vorträge und Konzerte bei seinen Europaaufenthalten sicherten ihm eine persönliche Unabhängigkeit und sein Werk in Afrika wird heute von der ganzen Welt getragen von Menschen, die fühlen, daß sie zu der „*Bruderschaft der vom Schmerz gezeichneten*“ gehören.

Es war ihm sogar möglich, seine philosophische Arbeit neben seiner medizinischen Tätigkeit weiterzuführen. Obgleich er manchmal versucht war aufzugeben. Einmal, als er zum Schutz vor einem Tornado schwere Bretter vom Flußufer zum Spital hinaufschleppte, bat er einen danebenstehenden Afrikaner um seine Hilfe. Die Antwort war: „*Nein, Doctor, ich bin ein Intellektueller und trage keine Bretter.*“ Darauf mein Vater: „*Da hast du aber Glück, auch ich wollte ein Intellektueller werden, aber ich habe es nicht geschafft.*“

Aber Afrika gab ihm das größte aller Geschenke, die Idee der „Ehrfurcht vor dem Leben“ als Gesinnung der Humanität. Lange Jahre hatte er danach gesucht, aber wie er selber sagt, war es nur dieses Land und das Leben, das es ihm bot, das es sie finden ließ.

Seit langem hatten die Probleme der Zivilisation seiner Zeit meinen Vater beschäftigt. Während ein steter materieller und technischer Fortschritt zu verzeichnen war, schien es meinem Vater, daß im geistigen Leben die Welt nur von den Errungenschaften vergangener Generationen zehrte, sich in Stillstand und sogar Niedergang befand, in einem Zustand, in dem die von Nietzsche verbreiteten Inhumanitätsgedanken Anklang fanden. Dies erschreckte ihn.

Als der Ausbruch des ersten Weltkriegs meine Eltern in Afrika überraschte, sah mein Vater den Krieg als Ergebnis des Niedergangs der Kultur. Er erkannte, daß die Katastrophe der Kultur auf eine Katastrophe der Weltanschauung zurückging. Da die medizinische Tätigkeit eingeschränkt werden mußte, beschäftigte sich mein Vater viel mit diesen Problemen. Er schrieb: „*Monatelang lebte ich in einer stetigen inneren Aufregung dahin. Ohne jeglichen Erfolg ließ ich mein Denken in einer Konzentration, die auch durch die tägliche, im Spital getane Arbeit nicht aufgehoben wurde, mit dem Wesen der Welt- und Lebensbejahung und der Ethik und mit dem, was sie miteinander gemeinsam haben, beschäftigt sein. Ich irrte in einem Dickicht umber, in dem kein Weg zu finden war. Ich stemmte mich gegen eine eiserne Tür, die nicht nachgab.*“

*In diesem Zustand mußte ich eine längere Fahrt auf dem Fluß unternehmen. Langsam krochen wir den Strom hinauf. Geistesabwesend saß ich auf dem Deck des Schleppkabnes, um den elementaren und universellen Begriff des Ethischen ringend, den ich in keiner Philosophie gefunden hatte. Blatt um Blatt beschrieb ich mit zusammenhängenden Sätzen, nur um auf das Problem konzentriert zu bleiben. Am Abend des dritten Tages, als wir bei Sonnenuntergang gerade durch eine Herde Nilpferde hindurchfuhren, stand plötzlich, von mir nicht geahnt und nicht gesucht, das Wort EHRFURCHT VOR DEM LEBEN vor mir. Das eiserne Tor hatte nachgegeben, der Pfad im Dickicht war sichtbar geworden. Nun war ich zu der Idee vorgedrungen, in der Welt- und Lebensbejahung und Ethik miteinander enthalten sind. Nun wußte ich, daß die Weltanschauung ethischer Welt- und Lebensbejahung samt ihren Kulturidealen im Denken begründet ist.“*

Ich glaube, dies war der größte, der wichtigste Moment im Leben meines Vaters. Ich habe ihn oft über dieses Erlebnis sprechen hören, und auch heute noch, nach so vielen Jahren, wenn immer er darüber redet, ist er tief bewegt.

*„Ich bin Leben, das leben will,  
inmitten von Leben,  
das leben will.  
Gut ist Leben erhalten  
und Leben fördern,  
böse ist Leben vernichten  
und Leben hemmen.  
Ethik ist ins Grenzenlose  
erweiterte Verantwortung  
gegen alles was lebt“*

Diese Gedanken mußten auch meinen Vater zu einer vollkommenen Ablehnung und zum Kampf gegen Atomwaffen und Atomversuche führen. Von seinem kleinen Zimmer mit dem Blick über die Palmen und über den Fluß lehnte mein Vater sich gegen das Entsetzliche dieser Waffen und Versuche auf und rief die Menschheit zur Besinnung.

Viel ist in diesen Jahren über die Persönlichkeit meines Vaters und sein

Werk gesagt und geschrieben worden. Ganz verschiedene Meinungen sind geäußert worden. Manche von eher sentimentaler Bewunderung „ein moderner Heiliger“ – „ein Bruder des heiligen Franziskus“ – aber auch einige sehr kritische „ein reaktionäres, tyrannisches Überbleibsel vergangener Zeiten“ – in einem „rückständigen, schmutzigen, unhygienischen Spital“. Mein Vater ist sicher der Mensch, der sich am wenigsten aus all dieser Kritik macht. Er sagt: „Kritik läuft an mir ab wie Wasser am Gefieder einer Gans.“ Und er fährt in seiner Arbeit fort, so wie er sie nun seit mehr als 50 Jahren leistet und wie er das Gefühl hat sie leisten zu müssen. Ich möchte, daß die Welt meinen Vater so sieht, wie er wirklich ist, daß sie sein Spital sieht, so wie es wirklich ist, daß sie seine Mitarbeiter und Patienten kennenlernt.

Lambarene ist auch nicht nur ein Urwald-Spital, sondern meines Vaters praktische Verwirklichung der Idee der Ehrfurcht vor dem Leben. In friedlicher Gemeinschaft leben hier schwarze und weiße Menschen, Kranke und Mitarbeiter – Haustiere und Tiere des Waldes, die meinem Vater in verletztem oder krankem Zustand gebracht wurden. „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“, das hat mein Vater hier gelebt, nicht nur gedacht. Daß er in tiefem elementarem Denken die Idee der Ehrfurcht vor dem Leben finden konnte, verdankt er Afrika.

Vom Ufer des Ogowe hat sich die Idee in die Welt verbreitet. In allen Ländern der Erde finden sich Menschen, die sie im Herzen tragen. So darf mein Vater heute sagen: „Eine große ruhige Musik umtönt mich innerlich. Ich darf erleben, daß die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ihren Weg in die Welt zu machen beginnt – das hebt mich über alles hinaus, was man mir vorwerfen oder antun kann.“

Er starb am 4. September 1965 nachts um halb zwölf, in seinem alten Eisenbett in dem kleinen Raum, der ihm als Wohn-, Studier- und Schlafzimmer gedient hatte. Bei Tagesanbruch begann die große Spitalglocke zu läuten. Die Glocke im Lepradorf fiel ein. Und dann dröhnten in fernen Urwaldhöfen dumpf die Trommeln. 1913, so wird mir gesagt, hatten sie die Nachricht verbreitet, „Oganga“ der weiße Fetischmann ist zu uns gekommen. Jetzt verkündeten sie: „Papa pour nous“ Vater für uns ist tot.

# Schweitzer – sperrig, unbequem, „gefährlich“

AUS: RUNDBRIEF NR. 85 – NOVEMBER 1997, S. 32 BIS 41

Diesen Artikel verfaßte Harald Steffahn im Frühjahr 1997 zur Vorbereitung des „Liturgischen Tages Albert Schweitzer“ beim Kirchentag in Leipzig

Der 27. Deutsche Evangelische Kirchentag im Juni 1997 in Leipzig sieht in seinem Programm einen „Liturgischen Tag Albert Schweitzer“ vor. Die ganztägige Beschäftigung mit dem Urwalddoktor steht unter der Leitzeile „Albert Schweitzer – eine gefährliche Erinnerung“. Was haben sich die Initiatoren bei diesem Zusatz gedacht? Im Ausdruck „gefährlich“ schwingt etwas mit vom Wirken Schweitzers vor allem in der Spätzeit (1957–1965), als die mahnende Stimme des Friedensnobelpreisträgers gegen die Atomwaffenversuche all denen höchst ungelegen kam, die darin eine Schwächung der westlichen Abwehrposition im Kalten Krieg wahrzunehmen glaubten und den Warner zu einer Art Fünfter Kolonne des Weltanschauungsgegners im Osten stempelten. Ihnen erschien der Mann im Urwald in der Tat gefährlich. Aber das war ja nicht der einzige Gegenstand der Kritik oder gar Anfeindung. In der ganzen Grundanlage dieser Natur von unerbittlichem Gewissen und Wahrheitsstreben lag viel Unbequemes, Sperriges. Je reichhaltiger die Gaben und je vielseitiger das Hervortreten, desto mehr Angriffsflächen. Wer am Wege baut, hat viele Meister. Schweitzer, der Meister in so vielem, hatte besonders viele Meister. Man mußte und muß ja auch nicht alles schätzenswert an ihm finden, um dennoch einen der ganz Großen der Zeit in ihm zu sehen. Im Folgenden soll an sieben Beispielen skizziert werden, worin Albert Schweitzer seinen Mitlebenden neben überragenden Denkgewinnen und dankbar angenommenen Lebenshilfen immer auch Stoff zum Aufbegehren lieferte. Die hier wiedergegebenen Tatbestände werden auch die Diskussionen des Liturgischen Tages (18. Juni 1997) beherrschen.

## 1. Glauben

Der Pfarrerssohn Albert Schweitzer ist vom konfessionellen Herkommen Lutheraner – religiös aufgewachsen in einem bikonfessionellen Gotteshaus, das auch der katholischen Minderheit im elsässischen Günsbach als Andachtsstätte diente (Folge der Kirchenpolitik Ludwigs des Vierzehnten). Abgesehen von der natürlichen Toleranz, die hierdurch anerzogen wurde, entwickelte sich Schweitzers Religiosität aus kindlicher Verehrung Jesu – und blieb stets personengebunden. Daraus folgte eine untranszendente Art von Frömmigkeit. Der nachösterliche, schließlich vergöttlichte Christus galt ihm nie so viel wie die vorösterliche, gebietende Gestalt des Nazareners mit dem Aufruf zur Nachfolge, die Albert Schweitzer für sich ganz wörtlich nahm. Die Art der Aneignung Jesu war die einer voluntaristischen: „von Wille zu Wille“.

Mit diesen ethischen Transfusionen – als so verstandenen Wesensinhalt des Christlichen – ging logisch einher, daß Albert Schweitzer ein großzügiges Verhältnis zu christlichen Lehrsätzen besaß. Dabei kam ihm zustatten (und ersparte Gewissenskonflikte), daß die Kirche „von Elsaß-Lothringen“ einen angehenden Pfarrer nicht auf das Apostolicum verpflichtete. Gleichwohl hatte Albert Schweitzer als Vikar an St. Nicolai in Straßburg dogmatische Schwierigkeiten mit seinem vorgesetzten Pfarrer, erst recht mit der strenggläubigen evangelischen Missionsgesellschaft in Paris bei der Bewerbung um einen (zunächst so geplanten) Missionarsposten in Französisch Äquatorial-Afrika. Die Umorientierung auf das volle Medizinstudium beruht auch auf diesen Widerständen (die dennoch fort dauern). In Afrika erlebte Albert Schweitzer, daß die Lehrinhalte weithin unwesentlich wurden, weil den einfachen Schwarzen das Evangelium nur in Form elementarer ethischer Gehalte nahezubringen war. Da dies dem Denkansatz des Urwalddoktors entsprach, hat er in Lambarene (als die Selbstverpflichtung, stumm zu sein „wie ein Karpfen“, nicht mehr bestand) jahrzehntelang besonders gern gepredigt. Für seine religiöse Grundeinstellung ist wichtig zu ergänzen, daß sein Gottesverständnis mit zunehmendem Alter ein immer mehr „deistisches“ war. Er konnte den weltlenkenden Gott theologisch nicht annehmen. Man könne nicht, erklärte der über Achtzigjährige, die Vorstellung eines Gottes aufrecht erhalten, der für die Gerech-

tigkeit interveniere. Gott war ihm sehr weitreichend das Unerkennbare. Recht treffend der Ausdruck von Rudolf Grabs: ein frommer Agnostiker.

## 2. Jesus-Forschung

Dem angehenden Neutestamentler Albert Schweitzer ging bereits im 1. Semester am Aussendungskapitel Matthäus 10 in scharfsinnigem Gedankenschluß die endzeitgerichtete Denkweise Jesu auf. Dabei blieb er und hebelte somit die anerkannte Markushypothese seines Lehrers Holtzmann aus („*ethisches Gottesreich auf Erden*“). Holtzmann setzte Schweitzers Habilitation gegen Widerstände durch, auch gegen die eigene Sicht! Das beweist Größe. Privat fiel das traurig-bittere Wort: „*Sie haben meine Theologie kaputtgemacht.*“ Es gibt viele Argumente auch für Schweitzers Sicht von der Jesus-eigenen Überzeugung, der kommende Messias zu sein, doch scheint dies heute mehrheitlich nicht so gesehen zu werden. Doch hat sich die Auffassung von der eschatologischen Betrachtungsweise Jesu wohl allgemein durchgesetzt. Albert Schweitzer war ja darin keineswegs der erste, der es so sah, aber mit ihm kam der Durchbruch.

Auf der Höhe der liberalen Jesus-Forschung nach der Jahrhundertwende war er einer ihrer erkenntnisreichsten Forscher, zugleich auch derjenige, der Ärgernis in die liberale Theologie brachte: indem diese sich beunruhigt zeigte, ob Jesus uns nicht als Vorbild verlorengehen könne, wenn er in unüberbrückbarer Distanz zu unserer eigenen Weltanschauung erwiesen werde. Albert Schweitzer, von diesem Effekt seiner Forschung seinerseits nicht unberührt, setzt noch eins drauf: Schluß mit modernistischer Anpassung des Religionsstifters! Statt ihn frischfröhlich in unsere Zeit zu stellen, so, wie man glaube, daß er gewesen sei, müsse man ihn in seiner geschichtlichen Fremdheit gelten lassen: daß er eben die Religion der Liebe im Weltbild kosmischer Enderwartung gepredigt habe. Doch der ethische Gehalt seiner Lehre sei zeitunabhängig und müsse umgeschmiedet werden in unsere Begriffswelt. Während er eine übernatürlich sich vollendende Welt erwartet habe, könnten wir Weltvollendung nur als Resultat sittlicher Arbeit begreifen.

## 3. Kolonialismus I

Dem Entschluß, nach Afrika zu gehen, war eine lange Reifephase vorausgegangen, worin zuerst grundsätzlich über einen Beruf menschlichen Dienens Klarheit geschaffen worden war und dann über die Richtung. Als sie feststand, kam ein Beweggrund hinzu, in welchem Albert Schweitzer quer zur Zeitanschauung stand: nämlich in seiner antikolonialistischen Gesinnung. Kolonien waren im Horizont der Europäer – vor allem in Ländern, die über Besitzungen in Übersee verfügten – Ausbeutungsobjekte, die dortigen Bewohner billige Arbeitskräfte minderen Ranges.

Im Januar 1905 hielt der Vikar eine Predigt, die deutlich unter dem Eindruck des Herero-Aufstandes von 1904 gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Südwest-Afrika stand. „*An was denken unsere Völker und Staaten, wenn sie den Blick übers Meer richten? ... Was sie aus dem Lande ziehen können, immer nur ihren Vorteil!*“ – „*O, diese vornehme Kultur, die so erbaulich von Menschenwürde und Menschenrechten zu reden weiß und die diese Menschenrechte und Menschenwürde an Millionen und Millionen mißachtet und mit Füßen tritt, nur weil sie ... eine andere Hautfarbe haben, sich nicht helfen können ...*“ Schweitzer hat in dieser Predigt, eine seiner eindrucksvollsten überhaupt, seinen Weg nach Afrika (von dem zu diesem Zeitpunkt niemand außer Helene Bresslau eine Andeutung besaß) unter den Sühnegedanken gestellt: Unser Christentum werde zur Lüge und Schande, wenn nicht „*für jeden Gewalttätigen im Namen Jesu ein Helfer im Namen Jesu kommt, für jeden, der etwas raubt, einer, der etwas bringt ...*“. Das war verschlüsselte Autobiographie, zudem auch der erste Aufruf zur Entwicklungshilfe, ein halbes Jahrhundert, bevor der Begriff dafür entstand.

## 4. Kulturphilosophie

Auf die Frage des 31-jährigen Besuchers Harald Steffahn, ob er es je bereut habe, nach Afrika gegangen zu sein, antwortete der 86-Jährige: „*Niemals, denn dann hätte ich die Idee von der Ebrfurcht vor dem Leben nicht finden können.*“ Bedeutsam hieran, daß der alte Urwaldarzt nicht die unzählbaren

Hilfeleistungen von Jahrzehnten voranstellte, sondern den kulturhistorischen Gesichtspunkt. Darin sah er sein, wie er hoffte, „bleibendes Haus“. Über die Findung des Begriffs „Ehrfurcht vor dem Leben“, auch dessen innere Vorgeschichte, ist Hinreichendes beschrieben, vor allem von ihm selbst. Hier nur zwei Heraushebungen, die wiederum Schweitzers Gegenposition zum Zeitgeist verdeutlichen. Was Schopenhauer mit geißelnden Worten schon eingefordert hatte, wird bei Albert Schweitzer systematisch ausgeführt und somit erstmals in der Philosophie rational verankert: der Abschied von der „antropozentrischen Binnenethik“ (Gotthard Teutsch). Vielfach bis heute, fast ausschließlich aber damals noch „wach(t)en die europäischen Denker darüber, daß ihnen keine Tiere in der Ethik herumlaufen“. Wilhelm Wundt war repräsentativ mit dem denkwürdigen Satz: „Das einzige Objekt des Mitgefühls ist der Mensch.“ Albert Schweitzer in scharfem Gegensatz: „Ethisch ist er (der Mensch) nur, wenn ihm das Leben als solches heilig ist, das der Menschen und das aller Kreatur.“ Die Lehre ist unbequem, weil sie Verantwortungsgefühl an die Stelle des Herrschaftsdenkens setzt. Teils aus Abwehr gegen solche Beschränkung, teils aus Unkenntnis der „Ausführungsbestimmungen“ wird dem Kündler der Lehre vorgehalten, sie komme einer Selbstaufgabe gleich. Das hat dieser erdnahe Philosoph nie verlangt, nur dies eine: stetes sorgsames Abwägen, ob Schädigen und Töten unvermeidlich sei oder nicht; ob Müssen und Zwang vorliege. Er bekämpft die Gedankenlosigkeit, unter anderem am Beispiel eines Landmannes, der eine Wiese gemäht hat, weil es nötig ist, und dann auf dem Nachhauseweg Blumen am Wegrand köpft. Die Mücke als mögliche Malaria-Überträgerin wird erschlagen, aber der Brummer aus dem Tümpel gefischt. Schweitzers Sinnzwiespalt ... . Diese Kompromißhaltung verträgt sich natürlich nicht mit dem verständlichen philosophischen Begehren nach lupenreinen Begriffen und sauberen Kategorien.

1923, als er in „Kultur und Ethik“ diese Gedanken erstmals ausbreitete, beschied er sich nicht mit der Vertiefung der Ethik-Definition. Das Buch bedeutete zugleich einen kultur-philosophischen Angriff auf moderne fremdgesteuerte Lebensart. Vieles, was uns heute an Gesellschaftskritik selbstverständlich und binsenwahr erscheint, war damals herausfordernd neu, namentlich im ersten Teil des Doppelbandes („Verfall und Wiederaufbau der Kultur“). Viele Sätze sind so zeitaktuell, daß man sie einfach

aneinanderreihen muß: „Die gewöhnliche Überbeschäftigung des modernen Menschen in allen Gesellschaftskreisen hat zur Folge, daß das Geistige in ihm verkümmert. – ... der Überbeschäftigung unterworfen, verfällt er mehr und mehr dem Bedürfnis nach äußerlicher Zerstreuung. – Nicht Bildung sucht er, sondern Unterhaltung, und zwar solche, die die geringsten geistigen Anforderungen stellt. – Die herabgesetzte Beschäftigung mit sich selbst macht ihn in einer geradezu krankhaften Weise für Ansichten empfänglich, die durch die Gesellschaft und ihre Organe fertig in Umlauf gesetzt werden. – ... ist seine Unselbständigkeit derart, daß er schon fast aufhört, ein geistiges Eigendasein zu führen. – ... bezieht er als fertige Ware die Meinungen, von denen er lebt, ob es sich um die nationalen und die politischen Gemeinschaften oder die des Glaubens oder Unglaubens handelt. – ... erlebt nur, wie die bereits geltenden (Gedanken) sich immer einseitiger ausgestalten und sich bis in die letzten und gefährlichsten Konsequenzen ausleben. – Der moderne Staat befindet sich in einer beispieldosen materiellen und geistigen Verelendung.“

## 5. Atomfrage

Schweitzers Weltruhm begann exakt im August 1949. Damals „entdeckte“ Amerika ihn, als er nach Aspen/Colorado reiste, um zu Goethes 200. Geburtstag zu sprechen. Seine Vita lief um und setzte die Amerikaner, die Erfolg nur an Geld und Karriere zu messen imstande sind, in grenzenloses Erstaunen. Ein Mann hatte glänzende Verdienst- und Laufbahnchancen aufgegeben, um kranken Schwarzen im Urwald zu helfen. Dieser Glaubwürdigkeitserweis war einfach umwerfend. Doch der Gefeierte war verurteilt, seinen großen Meister nachzuahmen: dem Hosianna folgte das „krenzigt ihn!“. Denn die Stimmen der Anfeindung aufgrund seiner Kritik an den Kernwaffenversuchen erhoben sich zuerst in den USA. So gelobt hatte man ihn, und nun zeigte er sich so undankbar. Dabei hatte ihn ausgerechnet ein amerikanischer Freund, Norman Cousins, zu den Warnungen überredet, im Bewußtsein, daß seine moralische Autorität in der öffentlichen Meinung besonderes Gewicht besitze. So kam es dazu, daß Albert Schweitzer, der immer die Linie verfolgt hatte, sich aus der Politik herauszuhalten, im April 1957 im Sender Oslo auf die Gefahren der Atom-

versuche aufmerksam machte. Der über 80-Jährige hatte sich noch gründlich in die schwierige Materie eingearbeitet. Im April 1958 wurden nochmals drei Radio-Appelle in Folge von Oslo ausgestrahlt. Öffentliche Einflußnahme von Nichtpolitikern ist schwer meßbar. Doch darf man mutmaßen, daß Albert Schweitzer atmosphärisch zum Moskauer Teststop-Abkommen von 1963 beigetragen hat.

## 6. „Buschmedizin“

Da der Friedensnobelpreisträger (von 1953, rückwirkend für 1952) moralisch nicht zu treffen war, suchten jene, die sein Ansehen untergraben wollten, Nebenkriegsschauplätze. Ein solcher war das Spital. Bisher gefeiert als humanitäre Großtat am schwarzen Lazarus, erschien es nun als veraltet, rückständig, primitiv und von Hygiene bedenklich weit entfernt. Dabei hatte sich gegenüber den vorherigen Lobpreisungen nichts an ihm geändert; nur die Blickweise von außen. Die Fehlperspektive der Kritik lag darin, daß europäische und amerikanische Klinik-Begriffe unzulässig in den Urwald übertragen wurden. Albert Schweitzer unterhielt kein Krankenhaus, sondern ein Krankendorf, worin die zivilisatorisch unentwickelten Schwarzen aus dem Innern Gabuns ihre gewohnte heimische Umgebung wiederfanden. Daher ein in unseren Augen sehr legeres Ambiente. Von hier aus auf die medizinische Versorgung zu schließen, war der zweite perspektivische Irrtum. Die Heilbehandlung konnte als einwandfrei gelten, gerade auch unter dem Gesichtspunkt Sauberkeit, Asepsis, Hygiene. Kenner des Klinik-Apparates haben Lambarene mit einem gut geführten Kreis-krankenhaus verglichen, in den natürlichen Grenzen seiner Möglichkeiten, erweitert freilich um den Wesensbereich Tropenmedizin. Die Sterblichkeitsrate war immer gering, abgesehen von der Dysenterie-Epidemie 1925 im beengten „alten“ Spital. Daraus folgte der Anstoß zur Errichtung des neuen, das Modellcharakter gewann für so viele Spitäler der Dritten Welt. Mit „Buschmedizin“ wäre das nicht möglich gewesen.

## 7. Kolonialismus II

Daß der Alte mit dem Schnauzbart falsch programmiert sei, davon waren alle überzeugt, denen seine Warnungen vor den genetischen Folgen der Atomversuche nicht ins Konzept paßten. Um seinen Ruf zu schädigen, nahmen sie, wie gezeigt, sein Spital ins Visier. Das taten auch andere Kritiker, die von der Atomfrage nicht beeinflusst waren, vielmehr von der Emanzipationsbewegung auf dem schwarzen Kontinent bestimmt wurden.

Um 1960 wurden die meisten afrikanischen Kolonien englischer und französischer Zugehörigkeit selbständig. Zeitungen und Zeitschriften in zivilisatorisch fortgeschritteneren Regionen (im Vergleich zu Gabun) wiesen mißbilligend auf den Patriarchen mit dem Tropenhelm. Geschmückt mit diesem äußeren Attribut der bisherigen Kolonialherren, machte er auch keinerlei Zugeständnisse an den Zeitgeist: rüffelte und schubste seine schwarzen Arbeiter auf dem Bauplatz, wenn sie sich in ihren schleppenden Bewegungen so gar nicht seinen Vorstellungen von europäischer Arbeitsmoral fügen wollten.

Den Tropenhelm trug Albert Schweitzer einzig aus Furcht vor dem Sonnenstich, dessen Folgen er jahrzehntelang hatte beobachten müssen; und sein oftmals ungeduldiger Umgangston gegenüber den Eingeborenen verband sich mit seiner Vorstellung vom „älteren Bruder“. Er nahm sich das Recht, ihnen Vorschriften zu machen und sie zu leiten – aber nur aus dem Selbstverständnis seines Lebensauftrags, der auf Helfenwollen beruhte. Kennzeichnend dafür seine Ansprache an die Schwarzen am 90. Geburtstag: „ ... daß ich zu euch gehöre bis zu meinem letzten Atemzug.“

Bedenkt man dann noch die Ausgangslage von 1905, sechzig Jahre zuvor; daß der Schritt nach Afrika ein Antikolonialismus-Programm gewesen war, ein Unterwandern der Ausbeutungsmentalität, dann nimmt sich die Vorwurfshaltung der Besserwisser der frühen sechziger Jahre grotesk aus: der Kolonialist Schweitzer ... . Und so prallte denn auch alle Kritik an ihm ab. Er hielt die Verselbständigung Afrikas, gemessen an seinen Erfahrungen in einer sehr rückständigen Region, überhaupt für verfrüht und sagte zu seiner Nichte Suzanne Oswald: „Wenn wir Weißen einmal aus den afrikanischen Ländern gejagt werden, so wird das der Beginn von Krieg und Fehden unter den Stämmen sein, und sie werden sich aufreiben, wie dies frü-

*ber geschab.*“ Der Antikolonialist, der im Kolonialismus zumindest diesen Vorzug erkannt hatte: daß eine befriedende Wirkung von ihm ausgegangen war. Es gehört zu Schweitzers Vielschichtigkeit, daß er ein und dieselbe Sache ganz gegensätzlich beleuchten kann. Aber Wirklichkeit ist ja auch in Wahrheit nie eindimensional; das ist sie immer nur bei Puristen, Fanatikern, Zeloten. Übrigens haben sich die Landeskinder in der Ogowe-Region am törichten Kolonialismus-Gerede, Schweitzer gegenüber, nie beteiligt. Sie wußten, was sie ihm verdankten.

## Epilog

Sieben Postitionsbestimmungen zum Denk- und Lebensweg des Mannes, der am Ende seiner Lebensskizze von 1931 geschrieben hat: „*Mit dem Geiste der Zeit befinde ich mich in vollständigem Widerspruch.*“ Aber auch er selbst in seiner Persönlichkeit hatte Spannungen auszuhalten und konnte seiner Umgebung in scharfen Ausdruckskontrasten begegnen. Davon spricht ein Erlebnis aus mittlerer Zeit, das hier zur Abrundung an den Schluß gesetzt wird. Die schönste Würdigung zum 90. Geburtstag kam von Helmut Thielicke, obwohl gerade er doch theologisch beträchtlich weit entfernt war von Albert Schweitzer. In dem Artikel in der „Welt“ vom 14. Januar 1965 erzählt der Autor, damals 57 Jahre alt, die folgende Episode: „*... Als junger Student durfte ich ihn zu einem Vortrag begleiten und holte ihn mit dem Wagen ab. In zwei Szenen, die wenige Minuten aufeinander folgten, manifestierte sich das Menschlich-Allzumenschliche Albert Schweitzers und versorgte mich mit Antitoxinen, die alles Mythisch-Übersteigerte im Ansatz erstickten. Zuerst berzte und küßte er ein kleines Kind, das ihm auf der Treppe begegnete. Er tat es mit einer Inbrunst und mit Lauten des Entzückens, daß ich spontan darin erfubr, was völliges, ausfüllendes Glück ist und daß sich dieses Glück nur im Wunder der Liebe ereignet. Der kleine Mensch war dem großem Mann wie ein Gruß des lieben Gottes, der ihn hinriß und in dieser Begegnung für Augenblicke förmlich aufgeben ließ.*

*Der Widerschein des Lächelns war noch kaum von seinem zerklüfteten, bärtigen Gesicht gewichen, als er wenige Augenblicke darauf sich im Auto über irgendein Büroversehen ärgerte und einen Wutanfall von geradezu kon-*

*vulsivischer Wildheit bekam. Ich dachte mir: Jetzt sprengt er den Wagen in die Luft, und drückte mich in die Polster, um Deckung zu nehmen. Dies beides also, überlegte ich mir, ist in ihm beieinander. Was er mit „Ebrfurcht vor dem Leben“ meint, ist wohl anders als eine blasse und verblasene Idee von Sanftmut. Weil ich längst wußte, daß Jesus von Nazareth ebenfalls sehr anders gewesen war, als er auf den asthenisch-leptosomen Bildern der Nazarener erschien, war mir das eine interessante Erfahrung. Und wie gesagt: Sie hat mich immer nahe bei den Elementen dieser Natur gehalten und gegen pathetische Übersteigerungen immun gemacht ... .“*

„Je mehr ich in die Geschichte des Christentums eindrang, desto mehr wurde mir klar, wie viel Irrungen und Kämpfe darauf zurückgehen, daß man von den ersten Generationen an bis auf den heutigen Tag immer und immer wieder den Glauben und die Frömmigkeit gegen die Vernunft ausspielte und einen Zwiespalt in den Menschen hineintrug, wo Gott die Harmonie gesetzt hat.“

ALBERT SCHWEITZER



# Helene Schweitzer Bresslau, eine Pionierin der Sozialarbeit

AUS: RUNDBRIEF NR. 86 – JUNI 1998, S. 24 BIS 26

Albert Schweitzer wurde durch sein Leben und sein Werk weltberühmt; hingegen ist nur wenigen bekannt, daß seine Frau Helene Bresslau zu den Pionierinnen der Sozialarbeit gehörte. Bevor sie 1912 Albert Schweitzer heiratete und mit ihm das Urwaldspital in Lambarene gründete, hatte sie viele Jahre als Waiseninspektorin der Stadt Straßburg gearbeitet und unter anderem entscheidend dazu beigetragen, die hohe Sterblichkeit unter den unehelichen Kleinkindern zu senken.

Helene Bresslau wurde am 25. Januar 1879 als zweites Kind des Historikers Harry Bresslau und seiner Frau Caroline Isay in Berlin geboren. Seit ihrem elften Lebensjahr lebte sie in Straßburg, wo ihr Vater Ordinarius für Mittelalterliche Geschichte war. Nach Abschluß der Schule besuchte sie das Lehrerinnenseminar, damals die einzige Form der höheren Bildung für Mädchen. Mit einer Sondererlaubnis konnte das begabte junge Mädchen schon mit 17 Jahren die Prüfung als Lehrerin für Höhere Mädchenschulen ablegen und studierte anschließend am Straßburger Konservatorium Klavier, Gesang und Musiktheorie. Nach einem sechsmonatigen Italienaufenthalt mit ihren Eltern begann sie im Frühjahr 1900 mit dem Studium der Kunstgeschichte und Geschichte. Sie gehörte zu den ersten Studentinnen in Deutschland und besuchte fünf Semester die Vorlesungen und Kollegien an der Universität Straßburg.

Obwohl ihr das Studium Freude machte, befriedigte sie das Leben als Studentin nicht. Schon sehr früh war sie sich ihrer Verantwortung für die sozial Schwächeren bewußt geworden und als Schülerin hatte sie sich im „Confirmandinnen-Verein für Armenpflege und innere Mission“ engagiert. Genau wie Albert Schweitzer verstand sie ihre glückliche Kindheit und Jugend als Verpflichtung dazu, nicht nur ihren eigenen Interessen zu leben,

sondern benachteiligten Menschen zu helfen. Als Kind jüdischer Eltern hatte sie erlebt, wie mühsam sich ihre Eltern die erreichten Privilegien erkämpft hatten. Immer spürte sie die Brüchigkeit dieses Glücks und nie wurde es ihr zur Selbstverständlichkeit.

Im Herbst ging sie für ein halbes Jahr nach England, wo sie als Lehrerin und Erzieherin arbeitete und gemeinsam mit einer russischen Freundin Erzählungen von Tschechov und Gorki ins Deutsche übersetzte. Daneben interessierte sie sich sehr für die Arbeit des englischen Arztes und Sozialreformers Thomas John Barnardos, der als „Vater der Niemandskinder“ für Straßenkinder, heimatlose und behinderte Jugendliche Heime, Schulen und Krankenhäuser eingerichtet hatte. Für den elsässischen Kirchenboten übersetzte Helene Bresslau die autobiographische Schrift von Dr. Barnardos „Mein erster Arab oder wie ich mein Lebenswerk begann“. Zurück in Straßburg wurde sie von dem damaligen Leiter des Straßburger Armenwesens und späteren Bürgermeister Rudolf Schwander zur ehrenamtlichen Waisenpflegerin ernannt. Als eine der ersten Städte berief Straßburg auch Frauen als ehrenamtliche Armenpflegerinnen. Die elsässische Hauptstadt hatte damals mit 42,3 Prozent eine der höchsten Säuglingssterblichkeitsraten bei den unehelich geborenen Kindern unter allen deutschen Städten. Mit beruflichen Waisenpflegerinnen wollte Schwander diesen Mißstand bekämpfen. Diese Aufgabe reizte Helene Bresslau sehr.

Da es noch keine Ausbildung zur Sozialarbeiterin gab, absolvierte sie im Jahre 1904 einen dreimonatigen Krankenpflegekurs in Stettin und wurde im April 1905 als hauptamtliche Waiseninspektorin im Gemeindewaisenamt ihrer Heimatstadt angestellt.

Gemeinsam mit anfangs einer, später zwei weiteren Kolleginnen war sie verantwortlich für die Betreuung von 1.200 Waisen und Halbwaisen unter zwei Jahren. Zumeist handelte es sich um uneheliche Kinder, die alle unter Vormundschaft standen. Da die hohe Säuglingssterblichkeit vor allem auf die Unwissenheit der Mütter und Pflegemütter zurückging, war es Helene Schweitzers Hauptaufgabe, die Mütter über moderne Säuglingspflege und Kindererziehung aufzuklären. Sie assistierte dem Gemeindewaisenarzt, der die Kleinkinder in regelmäßigen Abständen unentgeltlich untersuchte, besuchte die Kinder in den Familien und sorgte dafür, daß sie gut betreut wurden. Bis zu achttausend Hausbesuche mußten die Waisen-

inspektorinnen jährlich durchführen; eine Aufgabe, die viel Sensibilität und diplomatisches Geschick erforderte, denn oft genug wurde der Besuch der Waiseninspektorin von den Betroffenen eher als lästige Einmischung denn als hilfreiche Unterstützung empfunden. Innerhalb kurzer Zeit gelang es Helene Bresslau, das Vertrauen der von ihr betreuten Familien zu gewinnen, und Schwander lobte ihren „feinen Takt“ und „ihre hohe Intelligenz“ bei der Betreuung der Kinder. Auch in der Fortbildung der ehrenamtlichen Armenpfleger und Armenpflegerinnen engagierte sich Helene Bresslau. Regelmäßig hielt sie Vorträge über spezielle Probleme bei der Betreuung der bevormundeten Kinder oder ganz allgemein über die Organisation des Armenwesens in Deutschland.

Das größte Projekt, das sie in diesen Jahren verwirklichte, war die Gründung eines Mütterheims. Immer wieder hatten sich junge Mädchen, die nach der Entbindung mit ihrem Baby mittellos auf der Straße standen, um Hilfe an sie gewandt. In einem Mütterheim sollten sie nun in den ersten Monaten nach der Entbindung eine Unterkunft finden. Gemeinsam mit ihrer Freundin Helene Dominicus gründete Helene Bresslau den Verein Mütterheim. Sie setzten sich damit über alle Konventionen hinweg und begründeten es mit der sozialen Verpflichtung, *„sich der jungen Mütter anzunehmen und ihnen in der Ermöglichung längeren Zusammenseins mit ihrem Kinde den sittlichen Halt der erwachenden und erstarkenden Mutterliebe zu geben“*. Dies waren sehr moderne Vorstellungen, von denen man damals noch nicht allzu viel hielt. Trotzdem gelang es Helene Bresslau, innerhalb weniger Monate 15.000 Mark zu sammeln, und im November 1907 wurde das Mütterheim im Straßburger Vorort Neudorf eröffnet. Unabhängig von Konfession oder Staatsangehörigkeit fanden dort alle bedürftigen Frauen Aufnahme.

In den vier Jahren, die Helene Bresslau im Waisenamt tätig war, entwickelte sich das „Straßburger Armenpflegesystem“ zum fortschrittlichsten Sozialsystem in Deutschland, und Helene Bresslau hatte maßgeblichen Anteil daran, daß 1909 die Säuglingssterblichkeit der unehelichen Kinder nicht mehr höher als die der ehelichen war.

In diesen Jahren korrigierte sie, neben ihrer aufreibenden Berufstätigkeit, die wissenschaftlichen Werke Albert Schweitzers, mit dem sie seit 1902 eine tiefe Freundschaft verband. Wie der Briefwechsel der beiden be-

legt, war sie ihm in all diesen Jahren eine seelische Stütze und hat seine Entwicklung stark mit beeinflußt. In Hinblick auf ihre künftige gemeinsame Arbeit in Afrika kündigte sie im Sommer 1909 ihre Stelle als Waiseninspektorin und machte eine Ausbildung zur diplomierten Krankenschwester. An der Seite ihres Mannes, den sie über alles liebte, erlebte sie die ersten Jahre in Lambarene als die glücklichste Zeit ihres Lebens. Es war ihr tragisches Schicksal, daß ihre angegriffene Gesundheit es ihr später nicht mehr erlaubte, so an seiner Arbeit in Afrika teilzunehmen, wie sie es sich gewünscht hatte. Als unermüdliche Werberin und Spendensammlerin für das Urwaldspital unterstützte sie aber Albert Schweitzer bis zu ihrem Tode im Jahr 1957.

# Vor fünfzig Jahren hielt Albert Schweitzer die Gedenkrede zu Goethes hundertstem Todestag Erinnerungen einer Mitarbeiterin

AUS: RUNDBRIEF NR. 88 – JUNI 1999, S. 29 BIS 31

## **Dernieres Nouvelles d'Alsace, 21. 3. 1982:**

Es war der 22. März 1932. Albert Schweitzer war mit seiner Frau Helene und seiner Tochter Rhena schon tags zuvor nach Frankfurt gekommen. Wir waren beizeiten am Opernhaus, wo die Feier stattfand. Schweitzer winkte mir: „Komm, wir geben noch ein paar Schritte an der Luft, bis es Zeit wird hineinzugehen.“ Wir gingen hinter das große Gebäude. Plötzlich blieb er stehen. „Siehst Du die Wagen mit Polizei? Die Stadt Frankfurt ist vorsichtig. Sie fürchtet, die Nationalsozialisten könnten stören, und man weiß nicht, wie sie meine Rede aufnehmen werden. Mir ist so Angst um die Zukunft. Ich muß es aber sagen. Ich bin sehr vorsichtig, aber das von dem Faustdrama, das gilt natürlich den Nationalsozialisten.“ Dann wurde es Zeit, hineinzugehen. Trotz der Befürchtungen blieb alles ruhig.

Das große Opernhaus war bis auf den letzten Platz besetzt. Um 11.15 Uhr, Goethes Todesstunde, eröffnete das Orchester die Gedenkfeier mit dem Trauermarsch aus Beethovens dritter Symphonie.

Dann stand Albert Schweitzer vor uns auf der Bühne, ganz schlicht, ohne Rednerpult, ohne Manuskript. Frei und persönlich erzählte er seine Gedanken über Goethe und über das, was Goethe uns und unserer Zeit zu sagen habe. Er brachte uns Goethe nahe in seiner Vielseitigkeit und seiner ganzen Größe, ohne jedoch in kritiklose Bewunderung zu verfallen. „Goethe ist nicht eine in unmittelbarer Weise anziehende und begeisternd wirkende

*Idealgestalt. Er ist weniger und er ist mehr ...“*

Schweitzer sprach von dem Goetheschen Menschen, der das sei, wonach Goethe selbst in seinem Leben gestrebt habe, nämlich „*Mensch der Verinnerlichung, der zugleich Mensch der Tat und als solcher in starker, aber unauffälliger Weise Persönlichkeit ist*“. Die Botschaft, die Goethe an die Menschheit habe, sei nicht zeitgebunden, sie gelte heute ebenso wie damals: „*Strebe nach wabrem Menschtum! Werde Du selbst ein sich verinnerlichender Mensch, der in seiner Natur entsprechenden Weise Tatmensch ist!*“

Mit Sorge sprach er von der Gegenwart, deren Zeichen und schicksalschwere Bedeutung er, wie wenig andere damals schon erkannt und verstanden hatte: „*Was ist das, was in dieser grausigen Zeit vor sich geht anderes, als eine gigantische Wiederholung des Faustdramas auf der Bühne der Welt? In tausend Flammen brennt die Hütte von Philemon und Baucis! In tausendfacher Gewalttätigkeit und in tausendfachen Morden treibt entmenschte Gesinnung ihr frevelhaftes Spiel! In tausend Fratzen grinst uns Mephistopheles an! In tausendfacher Weise hat sich die Menschheit dazu bringen lassen, das natürliche Verhältnis zur Wirklichkeit aufzugeben und ihr Heil in den Zauberformeln irgend einer Wirtschafts- und Sozialmagie zu suchen, die die Möglichkeit, aus dem wirtschaftlichen und sozialen Elend herauszukommen, nur immer in weitere Ferne rückt.*“

„*Des Hinscheidens Goethes gedenken wir in der gewaltigsten Schicksalsstunde, die je für die Menschheit geschlagen hat. In dieser Schicksalsstunde zu ihr zu reden, ist er berufen wie kein anderer Dichter oder Denker. Er sagt ihr, daß das grausige Drama, das sich in ihr abspielt, nur zu Ende kommen kann, wenn sie die Wirtschafts- und Sozialmagie, der sie sich ergeben hat, von ihrem Pfad entfernt, die Zaubersprüche, mit denen sie sich betört, verlernt und entschlossen ist, um jeden Preis wieder in ein natürliches Verhältnis zur Wirklichkeit zu kommen. Dem Einzelnen sagt er: Gebt das Ideal persönlichen Menschentums nicht preis, auch wenn es den Verhältnissen, wie sie sich ausgebildet haben, zuwider läuft. Gebt es nicht verloren, auch wenn es opportunistischen Theorien, die das Geistige einfach dem Materiellen anpassen wollen, nicht mehr haltbar vorkommt. Bleibt Menschen mit eigener Seele!*“

„*Werdet nicht Menschendinge, die sich eine auf den Massenwillen eingestellte und mit ihm im Takt pulsierende Seele einsetzen lassen.*“

So sehr Albert Schweitzer das kommende Geschehen vorausahnte, so

# Die Zwiespältigkeit des Fortschritts

AUS: RUNDBRIEF NR. 94 – JUNI 2002, S. 69 BIS 73

Verfasst 1975 zum hundertsten Geburtstag von Albert Schweitzer

hatte er doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er hoffte fast auf ein Wunder. Und so schloß er mit dem Goethe-Zitat: „*Aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht.*“ (Diese Gedenkrede ist gedruckt in „Goethe, vier Reden“ von Albert Schweitzer, Verlag Beck, München).

Es gab keinen Applaus, tiefe Stille herrschte in dem großen Raum. Nachdem das Orchester mit einer Suite von Bach die Weihestunde beschlossen hatte, gingen die Zuhörer still und sichtlich ergriffen hinaus.

Als letzte verließ eine kleine Gruppe mit der Familie Schweitzer das Haus und begab sich zu Fuß zum Goethe-Denkmal. Die 13-jährige Rhena klammerte sich an meinen Arm. Sie sollte zum ersten Mal „öffentlich auftreten“ und hatte große Angst davor. Herr Schweitzer hatte vom Grab der Friederike von Sessenheim einen Tannenstrauß mitgebracht, den sollte Rhena am Denkmal niederlegen, nachdem Herr Schweitzer einige Erinnerungsworte gesprochen hatte. Rhena hielt den Strauß fest in der Hand, und als ihr Vater das letzte Wort gesprochen hatte, trat sie schnell vor, legte pflichtgemäß den Strauß hin und flüchtete zurück zu mir. Sie hatte es geschafft.

Herr und Frau Schweitzer gehen mit ihren Freunden zum Festessen der Stadt Frankfurt. Tante Canada, Mathilde Kottmann, Rhena und ich gehen zum Basler Hof, wo viele Schweitzer-Freunde auf Einladung von Herrn Schweitzer zum Essen auf uns warten. Wir verteilen uns unter die Gäste, um an Stelle von Herrn Schweitzer die Unterhaltung zu führen. Natürlich will jeder von Lambarene erzählt bekommen. Auch nach dem Essen, während alle in der Halle an kleinen Tischen sitzend auf Herrn Schweitzer warten, müssen wir viel erzählen. Am Nachmittag kommt Herr Schweitzer dann und geht von Tisch zu Tisch, bis um sechs Uhr er wieder fort muß, um die Goethe-Rede im Funkhaus nochmals für den Rundfunk zu halten. Sie wurde zugleich auf Schallplatten aufgenommen, und es gab 32 Platten, Langspielplatten kannte man noch nicht. Mrs. Russel sowohl wie ich bestellten uns beim Rundfunk ausnahmsweise ein Exemplar, denn eigentlich waren sie nicht verkäuflich.

Als Herr Schweitzer mit der Rede fertig war, war es schon wieder höchste Zeit ins Opernhaus zu gehen, wo er (und wir) zu einer Aufführung des „Tasso“ eingeladen waren. Nach der Vorführung, noch bis halb zwei Uhr nachts mit Freunden nebenan im Restaurant „Faust“. Herr Schweitzer hat bewundernswert durchgehalten. Mir drehte der Kopf.

In vielen Kreisen gerät Albert Schweitzer gegenwärtig nicht nur mehr und mehr in Vergessenheit, er wird auch zunehmend verleumdet, und seine Gedanken werden entstellt. So wirft man ihm vor, er sei ein „Reaktionär“, ein „Kolonialist“ gewesen, er habe die Afrikaner verachtet. Was könnte absurder sein – absurd selbst dann, wenn man seine patriarchalische Haltung in Betracht zieht, in der er ein Sohn seiner Zeit war? Aber so absurd dieser Vorwurf auch sein mag, wir sollten versuchen zu verstehen, was dahintersteckt.

Einer der Gründe dürfte vielleicht darin zu suchen sein, daß Schweitzers Lehre von der Ehrfurcht vor dem Leben eine zu große Herausforderung darstellt und den Widerstand und Zorn einer Gesellschaft heraufbeschwört, in der immer weniger Ehrfurcht, ja immer weniger Achtung vor dem Leben zu finden ist, in der statt dessen der Geist der Destruktivität herrscht, und die sich zu allem Leblosen und Mechanischen hingezogen fühlt.

Es gibt jedoch noch einen weiteren Grund für diese Entstellung von Schweitzers Ideen: seine Skepsis gegenüber dem sogenannten „Fortschritt“, der das Glück der größtmöglichen Zahl durch größtmögliche Produktion und durch größtmöglichen Konsum erreichen möchte – eine Auffassung von Fortschritt, welche die letzten hundertfünfzig Jahre mehr oder weniger geprägt hat. Wollen wir nicht nur die Proteste gegen Schweitzer, sondern auch die Bedeutung seiner Botschaft an unsere Zeit verstehen, dann müssen wir seine Einstellung zum Fortschritt zu begreifen versuchen.

Es haben sich zwei politische Philosophien gegeneinander erhoben, an denen sich die Geister scheiden: Auf der einen Seite stehen die Liberalen, die Progressiven, die „Linken“, die an den „Fortschritt“ im Sinne der liberalen Bourgeoisie glauben; die andere Front bilden die Konservativen und Reaktionäre, die gegen diesen „Fortschritt“ ankämpfen – die dem Fortschritt vorwerfen, er zerstöre die menschliche Substanz dadurch, daß er den Nachdruck auf die

materielle Befriedigung lege und einen ethischen Relativismus vertrete.

Es gibt aber noch eine dritte Einstellung, nämlich die der „radikalen Humanisten“. Sie sehen den Prozeß der Entmenschlichung, der durch den modernen Industriekapitalismus und durch die kapitalistischen Staatssysteme in Gang gekommen ist. Aber statt den Blick rückwärts zu richten, verlangen sie eine vorwärts gerichtete radikale kulturelle und soziale Veränderung. Sie sind nicht leicht zu verstehen, denn sie fallen nicht unter die beiden Hauptkategorien, und sie gehören keiner der beiden Fronten an, die einander bekämpfen; ihr Verständnis fällt vielleicht auch deshalb nicht leicht, weil es ein kompliziertes, dialektisches Denken voraussetzt.

Wer waren nun aber diese paradoxen „antiprogressiven Progressiven“? Ich will nur einige ihrer hervorragenden Vertreter nennen, so unterschiedlicher Natur sie auch gewesen sein mögen: Karl Marx – wenn auch seine Kritik am Geist der Bourgeoisie und am liberalen Fortschritt in der weiteren Entwicklung des Sozialismus und Kommunismus größtenteils in Vergessenheit geraten ist. (Auch Schweitzer hätte mit Karl Marx sagen können, die gegenwärtige Gesellschaft produziere viele nützliche Dinge und viele nutzlose Menschen.) Ferner Thoreau, Emerson, Gandhi. Aber meiner Ansicht nach hat sich keiner so klar ausgedrückt wie Albert Schweitzer.

Welches waren nun Schweitzers Ansichten über die Zwiespältigkeit des Fortschritts? Er hat sie in seinen Schriften bis zum Jahre 1923 und auch noch später sehr deutlich ausgesprochen. Er stellt den Fortschritt des Wissens und Könnens, den materiellen bzw. „grotesken“ Fortschritt dem geistigen Fortschritt gegenüber. Der „groteske Fortschritt“ schafft den modernen Menschen. Dies ist *„ein Unfreier, ein Ungesammelter, ein Unvollständiger, ein sich in Humanitätslosigkeit Verlierender, ein seine geistige Selbständigkeit und sein moralisches Urteil an die organisierte Gesellschaft Preisgebender, – ein in jeder Hinsicht Hemmungen der Kulturgesinnung Erfabrender“* (A. Schweitzer, 1973a, S. 44).

Nach Albert Schweitzer leben wir heute in einem neuen Mittelalter der Unfreiheit. Es sei für uns heute schwerer, davon loszukommen, als es für die Menschen jenes Mittelalters war, das vor ein paar Jahrhunderten zu Ende ging. Es sei deshalb schwerer, weil der Mensch sich damals von äußeren Autoritäten zu befreien hatte, von äußeren Kräften, gegen die er ankämpfen konnte, während er sich jetzt – wie Schweitzer sagt – von seiner selbst-

geschaffenen geistigen und intellektuellen Abhängigkeit befreien muß.

Sicherlich versucht Schweitzer nicht, das Problem dadurch zu lösen, daß er in die Vergangenheit zurückgeht und das industrielle System niederzureißen sucht. Er verlangt vielmehr eine neue Renaissance, eine humane Renaissance: *„Alle Fortschritte des Wissens und Könnens wirken sich zuletzt verhängnisvoll aus, wenn wir nicht durch entsprechenden Fortschritt unserer Geistigkeit Gewalt über sie behalten“* (A. Schweitzer, 1973b, S. 411f.). Es bedarf einer Gesellschaft, welche auf die Vorrangstellung der Humanität, auf Hingabe, Solidarität, Gerechtigkeit und Ehrfurcht vor dem Leben aufzubauen wäre. Er hat jedoch den Verfall des Menschen durch die Umstände, in die er hineingestellt wurde, erkannt und erklärt, nicht für Armut, nicht für die Abschaffung des materiellen Wohlstandes einzutreten, sondern für einen bescheidenen, aber beständigen materiellen Wohlstand für jeden. Gradunterschiede in Bezug auf einen etwas größeren oder geringeren Wohlstand seien durchaus sekundär. {758}. Worauf es ankommt, ist ein „normaler“ Fortschritt: *„Zum normalen Fortschritt kann sich der groteske erst wandeln, wenn eine Gesinnung zur Macht kommt, die fähig ist, in das Chaos der Menschheit durch Ethik wieder Ordnung zu bringen“* (S. 113). – Mit dem „Chaos“ meint Schweitzer unsere gegenwärtige Gesellschaft. [331]

Wir können heute die Bedeutung von Schweitzers Botschaft klarer erkennen als je zuvor, und sie ist auch wichtiger als je zuvor, weil sich die „Pathologie der Normalität“ ständig und sprunghaft verschlimmert hat, seit er sie erkannte und seine Besorgnis darüber äußerte. Die Menschen sind seither noch hilfloser, noch hoffnungsloser, noch passiver, noch mehr der öffentlichen Meinung ausgeliefert und noch unfähiger zu unabhängigem Denken geworden. Unsere Experten wissen sehr wohl, daß unsere Existenz vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten durch eine totale Katastrophe bedroht ist, sei es durch die Aufrüstung mit Kernwaffen, gegen die Schweitzer in den fünfziger Jahren so leidenschaftlich protestiert hat, sei es durch andere Katastrophen, die durch die unkontrollierte, unvernünftige und habgierige Ausbeutung der Natur heraufbeschworen werden.

Es besteht die Gefahr, daß sich die beiden Fronten, von denen ich sprach, mehr und mehr verhärten; daß die sogenannten Progressiven ihren Traum von mehr Produktion und mehr materiellen Gütern und mehr „Glück“

weiterträumen und daß sie bei einer neo-faschistischen technokratischen Gesellschaft enden – und daß die, welchen es um die Erhaltung gewisser traditioneller Werte geht, die sich vom Glanz und Schimmer der Neonlicht-Gesellschaft nicht beeindruckt lassen, von reaktionären und sogar von den veralteten faschistischen Ideologien angezogen werden. Es ist heute dringend notwendig, die Zwiespältigkeit des Fortschritts zu begreifen, wie Schweitzer sie erkannt hat, um eine neue Synthese zwischen dem echten Fortschritt und dem radikalen Humanismus zu schaffen – um zu erkennen, daß wir die Maschine dem Menschen und die materielle Wohlfahrt seinem ganzheitlichen Wohlergehen wieder unterordnen müssen.

Schweitzer schlägt uns eine neue Synthese vor, die all jene aus beiden Lagern vereint, die echte Humanisten sind, die den Menschen über die Dinge stellen, das Sein über das Haben, das Leben über das Tote, das nur Mechanische und die Unabhängigkeit über die fiktive Freiheit des in der Bürokratie verwalteten Menschen. Trotz aller Unterschiede im religiösen und politischen Denken kann Schweitzer diesen Humanisten als Führer dienen, wenn es gilt, sich im gemeinsamen Kampf zusammenzusetzen gegen den Golem des ökonomischen und technischen Systems, das außer Kontrolle geraten ist und die Menschheit vernichten wird, wenn der Mensch es nicht wieder im Namen des Lebens und im Namen der Vernunft in die Hand nimmt.

Heute geht es darum, neue Formen des sozialen Zusammenlebens zu entwickeln, bei denen versucht wird, eine Synthese zu finden zwischen einem Optimum an industrieller Produktion und einem Maximum menschlicher Aktivität und Unabhängigkeit. Dies ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Sie kann nicht von einem oder zwei Menschen gelöst werden. Sie erfordert vielmehr umfangreiche Forschungen auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten. Es ist eine Aufgabe von vielleicht ebenso großer Schwierigkeit, wie es jene war, als man die technischen Voraussetzungen für eine Mondlandung schaffte. Ich glaube, daß auch diese Aufgabe zu lösen ist, wenn wir nur die gleichen Anstrengungen machen. Doch wir werden diese Anstrengungen nur machen, wenn die Ehrfurcht vor dem Leben zum Organisationsprinzip der Gesellschaft wird.

Heute besteht unser größtes Problem nicht mehr in der technischen [332] Weiterentwicklung. Ich plädiere deshalb jedoch nicht dafür, den

Naturwissenschaften Einhalt zu gebieten. Aber die Naturwissenschaft und ihre Anwendung auf die Technik stellt heute nicht mehr das Hauptinteresse der Menschheit dar. Das oberste Interesse ist das Problem, neue, humane Formen der sozialen Organisation zu schaffen; ebenso wie die besten Geister sich in den letzten fünfzig Jahren darauf konzentriert haben, Probleme der Naturwissenschaft und Technik zu lösen, müssen sie sich jetzt neue Formen des sozialen Zusammenlebens ausdenken. Das bedeutet Experimentieren, Forschen, Modelle und Szenarien schaffen und visionäre Kräfte im Menschen wachrufen, indem man ihm zeigt, daß es möglich ist, vielleicht nicht im Luxus, aber doch in einer würdigen Weise und dabei human zu leben. Darum müssen wir uns bemühen, wenn wir die neue Renaissance heraufführen wollen, von der Schweitzer gesagt hat, daß sie die einzige Alternative zur Katastrophe darstellt.

Schweitzer war ein Optimist in dem Sinne, daß er von einem grenzenlosen Glauben an das Leben erfüllt war – jedoch nicht in dem Sinne, wie ihn heute führende Politiker lautstark proklamieren, daß nämlich alles in bester Ordnung sei und immer noch besser werde, wenn man nur ein paar altmodische Hilfsmittel einsetze. Schweitzer war ein Realist, ein Mensch, der – um mit Meister Eckhart zu reden – niemanden täuschte, aber sich auch nicht täuschen ließ. Er hat vorausgesagt, daß es zur letzten Katastrophe führen werde, wenn es nicht gelinge, die Atomwaffen abzuschaffen, und er hätte genauso leidenschaftlich oder sogar noch heftiger protestiert, wenn er erlebt hätte, daß es nicht einmal gelungen ist, auch nur den kleinsten Schritt auf eine universale Abrüstung hin zu tun.

Es ist in Schweitzers Sinn, wenn wir unseren Glauben an das Leben mit der Warnung verbinden, daß das Leben in dieser Zeit stärker bedroht ist als je zuvor in der Geschichte der Menschheit. Deshalb will ich mit Schweitzers mahnenden Worten schließen, die er 1954 in seiner Ansprache anlässlich der Verleihung des Nobelpreises gesprochen hat (A. Schweitzer, 1966, S. 118-120):

*„Wagen wir, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Es hat sich ereignet, daß der Mensch ein Übermensch geworden ist ... Er bringt die übermenschliche Vernünftigkeit, die dem Besitz übermenschlicher Macht entsprechen sollte, nicht auf .... Damit wird nun vollends offenbar, was man sich vorher nicht recht eingestehen wollte, daß der Übermensch mit dem Zunehmen seiner Macht zu-*

# Albert Schweitzers Kulturphilosophie

AUS: RUNDBRIEF NR. 95 – JUNI 2003, S. 118 BIS 127

*gleich immer mehr zum armseligen Menschen wird ... Was uns aber eigentlich zu Bewußtsein kommen sollte und schon lange vorher hätte kommen sollen, ist dies, daß wir als Übermenschen Unmenschen geworden sind.“*

## Auf den Spuren Albert Schweitzers ins Elsaß

In seinen Straßburger Studentenjahren, die sich „verlängerten“, wenn man so sagen will, bis 1913 (Ende des Medizinstudiums, Niederschrift der Doktordissertation über „Die psychiatrische Beurteilung Jesu“), fand Schweitzer einfach keine Zeit, um in der Philosophie das originale Werk zu schreiben, von dem er träumte. Seine „Kulturphilosophie“ also war, vor der Lambarene-Zeit, noch nicht entstanden. Sie schwebte ihm nur so vor ... Es blieb bei einem „ich möchte“ ... *„Ich möchte ein Buch über das Problem des Daseins schreiben, über das, was ich denke, was ich leide, worüber ich triumphiere – ein Buch allein für Sie. Ich werde es nennen: ‚Wir Epigonen‘.“*<sup>1</sup>

Merkwürdig ist, dass Schweitzer nach dem Abitur, als er Ende Oktober 1893 die Universität Straßburg bezog, sich sofort in der philosophischen, sowohl als in der theologischen Fakultät immatrikulieren ließ – und dass er fleißig, ja mit Leidenschaft, diese zwei Fächer studierte. Philosophie war für den Abiturienten schon eine Leidenschaft, nicht ein Nebenfach oder ein bloßes Begleitfach der Theologie ... Ein inneres Bedürfnis, nicht Schöngesterei ... In den oberen Klassen des Gymnasiums wurde er von seinem Latein- und Griechisch-Lehrer, Wilhelm Deecke – der auch der Direktor des Gymnasiums war – in die antike Philosophie eingeführt und damit auch mit dem Denken Schopenhauers vertraut – denn *„seine Vorliebe galt Arthur Schopenhauer“*.<sup>2</sup> Von Schopenhauer behielt Schweitzer den Begriff „Wille zum Leben“ und die Auffassung der zwei möglichen grundsätzlichen Orientierungen der Existenz: Lebensbejahung und Lebensverneinung.

An der Fakultät waren Wilhelm Windelband und Theobald Ziegler seine Lehrer. Es waren junge Lehrer aus Deutschland. *„Die Straßburger Universität stand damals in voller Blüte. Durch keine Traditionen gebemmt, suchten Lehrer und Studierende miteinander das Ideal einer neuzeitlichen Hochschule*

---

Erstveröffentlichung in „Evangelische Kommentare“, Stuttgart 8 (1975), S. 757f.; wiederabgedruckt in: „Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden“, München (Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag) 1999, Band V, S. 329–332. – Die Zahlen in {geschweiften Klammern} geben die Seitenwechsel der Erstveröffentlichung wieder; die Zahlen in [eckigen Klammern] geben die Seitenwechsel in der „Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden“ wieder.

Copyright © 1975 und 1981 by Erich Fromm; Copyright © 2001 by The Literary Estate of Erich Fromm, Ursrainer Ring 24, D-72076 Tübingen, Germany.

zu verwirklichen. Bejahrte Professoren gab es fast keine in dem Lehrkörper. Ein frischer, jugendlicher Zug ging durch das Ganze.“<sup>iii</sup> (So fiel dazumal das unerwartete Lob eines Elsässers über die deutsche Universität ...)

Als er am 1. April 1894 seinen Militärdienst antrat, war er sehr froh, dass ihm die Güte seines Hauptmanns – namens Krull (wie immer gibt Schweitzer den Namen der Menschen an, die auf ihn, wenn auch nur flüchtig, gewirkt haben) – es erlaubte, fast (ich unterstreiche) regelmäßig um elf Uhr auf der Universität zu sein, um Windelband hören zu dürfen ... Ist das nicht hübsch? Haben wir doch im Elsaß, durch die satirischen Zeichnungen Hansis, ein anderes Bild von der preußischen Armee bekommen!

Schweitzer studierte Theologie und Philosophie fünf Jahre lang. Am 6. Mai 1898 bestand er das erste Theologische Examen und wurde Lehrvikar (in der Sankt Nicolai Kirche zu Straßburg). Im selben Monat musste er das Thomas-Stift (das Collegium Wilhelminatum) verlassen. Es waren Sommerferien, er hätte sie gemütlich in Günsbach, auf dem Lande!, verbringen können. Er aber wollte in aller Ruhe sich „ganz der Philosophie widmen“<sup>iv</sup>, die Lesungen Windelbands über griechische Philosophie büffeln ... So suchte er sich für drei oder vier Monate ein möbliertes Zimmer in der Stadt und fand eines am Alten Fischmarkt, und das war Goethes Zimmer! Ja, das Zimmer, das Goethe gemietet hatte, als er in Straßburg weilte von April 1770 bis August 1771.

Zuerst, wie wir wissen, war Goethe im Wirtshaus „Zum Geist“ (De l’esprit) abgestiegen, heute 6 Thomasstaden. Dort hat er später auch Herder getroffen, der sich in diesem Hotel, von September 1770 bis April 1771, aufhielt. Goethe aber muss ziemlich schnell in das Zimmer „36 rue du Vieux-Marché-aux-Poissons“, umgesiedelt sein. 128 Jahre später, durch einen puren Zufall, trat ein Student namens Schweitzer dort ein und fand, wie er es Harald Steffahn erzählte, das gleiche Mobiliar, denselben Tisch, an dem der junge Goethe liebesfrohe Briefe an Friederike Brion, die Pfarrerstochter von Sesenheim, geschrieben hatte.<sup>v</sup>

Schweitzer verbrachte also den Sommer 1898 in Straßburg, studierte Philosophie in seinem „goetheschen Zimmerchen!“ und predigte mehrmals (als Lehrvikar) in der Sankt Nicolai Kirche. Am 2. Oktober hielt er eine Predigt, deren Thema „Der reiche Jüngling“ war.<sup>vi</sup> Gegen Ende jenes Monats

fuhr er nach Paris, um an der Sorbonne Philosophie zu hören und eine Doktordissertation über Kant zu schreiben. In die Sorbonne ging er zwar wenig, er fand das Treiben dort langweilig, verglichen mit dem der deutschen Universität zu Straßburg! Er bildete sich weiter im Orgelspiel (bei Widor) und im Klavierspiel. Das nahm schon viel Zeit in Anspruch, seine Dissertation aber hatte er fertig geschrieben. Ihr vollständiger Titel lautet: „Die Religionsphilosophie Kants von der Kritik der reinen Vernunft bis zur Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Schweitzer-Kenner, wie Helmut Groos<sup>vii</sup>, betrachten dieses Jugendwerk als ein Meisterwerk. Die Schärfe, die Akribie in der Auseinandersetzung mit Kant hat etwas Geniales, Stürmisches, manchmal fast Ungestümes! Der Eindruck auf seinen Lehrer und Doktorvater Theobald Ziegler muss groß gewesen sein, dass dieser ihm eine Stelle als Privatdozent in der Philosophischen Fakultät anbot und dafür sorgte, dass diese Dissertation noch im selben Jahr bei dem berühmten Verleger Mohr & Siebeck in Tübingen herausgegeben wurde.

Wie wir es in der autobiografischen Schrift „Aus meinem Leben und Denken“ lesen, hat Schweitzer das Angebot einer Professur in Philosophie abgelehnt, denn das hätte den Verzicht auf das Predigtamt miteinbezogen – und das wollte er nicht, konnte er nicht. „Nun war mir das Predigen ein inneres Bedürfnis. Ich empfand es als etwas Wunderbares, allsonntäglich zu gesammelten Menschen von den letzten Fragen des Daseins reden zu dürfen.“<sup>viii</sup>

Mit anderen Worten: Er hatte das Bedürfnis, mit den Menschen zu philosophieren. Er erhoffte sich vom Predigen, allsonntäglich, eine bessere Chance zu philosophieren als werktäglich in einem Klassenzimmer!

### Was war das für eine Philosophie

– oder für ein Philosophieren? Klar ist doch, dass Schweitzer in der Philosophie noch kein persönliches Werk vorzeigen konnte, dass er noch nicht der große Ethiker war, den wir kennen – wir – stehen noch in den Jugend- und Bildungsjahren, vor Lambarene, sogar vor der Vorbereitung zu einem menschlichen (humanitären) Dienst in Afrika. In einem Brief an Harald Steffahn schrieb der 86 Jahre alte Schweitzer, dass er in seiner Jugend, als Student, die Philosophie, „ohne viel davon zu reden“, als seine „Hauptaufgabe“ betrachtete. Nietzsche hätte ihn dazu gezwungen. Er musste den



Kampf gegen den Nihilismus führen, und das Feld eines solchen Kampfes könnte nur die Philosophie, nicht die Theologie, sein.

Sicher war damals Kant sein philosophischer Haltepunkt, sein ethischer Stern – trotzdem er sich (in seiner Doktorarbeit) so scharf über die zaghafte Entwicklung ihrer Religionsphilosophie äußerte. Sein geistiges Verhältnis zu Kant gäbe ein Kapitel für sich, wenn nicht ein ganzes Buch. Von Kant bekam er einen neuen Blick vom Leben. Von Kant lernte er die gebieterische unwiderstehliche Kraft der Pflicht. Am 25. Februar 1905, vom Stift aus, hat er rückschauend seiner Freundin Helene Bresslau geschrieben: *„In meinem Kant habe ich mehr gesagt, als ich damals wusste: ich habe alles zerstört, was Religion ausmacht, und als einzige Realität den kategorischen Imperativ übriggelassen.“*<sup>ix</sup>

Die Philosophie Kants, das Philosophieren mit Kant hat in Schweitzer eine Krise ausgelöst – oder genauer gesagt: das Beschäftigtsein mit Kant hat seine geistige Krise in ihm begleitet, widergespiegelt. Die christliche Religion, so wie sie „funktionierte“, wie sie eingebettet war, befriedigte ihn nicht mehr. Er hatte den Eindruck: *„Die Wissenschaft verblasst – ich fühle nur noch eines: dass ich handeln will.“* Unter Wissenschaft verstehen wir auch in erster Linie die Theologie. Eigentlich fühlte er, dass er handeln musste. Zwei Jahre zuvor hatte er schon seiner Freundin anvertraut: *„Ich glaube, weil ich handle ...“*<sup>x</sup>

Also das Philosophieren (das mehr war als ein bloßes akademisches Lernen der Philosophie) ging nicht ohne innerliche Krise, ohne Auseinandersetzungen mit sich selbst. Die brennende Frage war, wie Kant sie formuliert hat: Was soll ich tun? Was soll ich aus meinem Leben machen? Handeln, etwas leisten? Ja, aber was und wie? Das war, wie man später sagen wird, Existenzphilosophie. Nachsinnen über die letzten Dinge des Lebens. Das war mehr als „Kulturphilosophie“. Auf die Problematik der Kulturphilosophie, auf das Problem der „Kultur und Ethik“ war Schweitzer doch gleichzeitig aufmerksam geworden durch Nietzsche. Nietzsche, der alle Werte umgeworfen hatte, der die Frage der Kultur gestellt hatte, der die Kultur – das heißt das Menschsein – in Frage gestellt hat.

Ungeachtet der frühzeitigen Lektüre von Nietzsche und Schopenhauer ahnte Schweitzer schon seit seinen ersten Universitätsjahren, dass die Kultur sich nicht mehr in einer positiven Entwicklungsphase befinde, sich gar

nicht mehr in einem Fortschrittsprozess, sondern auf verschiedenen Gebieten eine Zersetzung durchmache.

Als er 1899 in Berlin war, wo er nach dem Wintersemester in Paris das Sommersemester verbrachte und wieder Philosophie studierte, bekam er das Wort „Epigon“ ins Ohr. Die Szene, so wie er sie in „Aus meinem Leben und Denken“ beschrieb, ist bekannt: er fand sich im Hause Ernst Curtius, des berühmten „Hellenisten“, als einige Herren sich über eine Sitzung der Akademie unterhielten und einer plötzlich sagte: „Ach was! Wir sind doch alle nur Epigonen!“<sup>xi</sup>

Epigonen, Nachfolger, Erbefresser sind wir! Nicht Pioniere! Das wird sein Leben lang der Motor seines Philosophierens sein, das Bewusstsein dieser Diskrepanz: auf der einen Seite die übliche Vorstellung eines kontinuierlichen und versicherten Fortschritts; auf der anderen Seite die Feststellung, dass die Menschheit in eine Zeit des geistigen Niedergangs hineingefahren ist. So erleben die modernen Menschen eine Enttäuschung, die nicht unähnlich ist mit der Enttäuschung der ersten Christen, die vergebens auf das Kommen des verheißenen Reichs Gottes warteten. Gehört das nicht zur menschlichen Erfahrung überhaupt? Jeder meint, dass der Weltgang nicht ist, wie er sein soll. Dass die Welt nicht ist, wie sie sein soll oder sein könnte! Dass sie nicht so gut ist.

Das Philosophieren ist ein Ergebnis dieser grundsätzlichen, unendlich wiederholbaren Enttäuschung. Die christliche Lehre – diese ganze Geschichte um das Reich Gottes herum – ist ein besonderer und sicher grandioser Ausdruck dieser universalen Erfahrung.

Ende 1899, also kurz nach seinem Studiensemester in Berlin und vor der Jahrhundertwende, bekam Schweitzer von der Straßburger Zeitung die Gelegenheit, einen Artikel über „Die Philosophie und die allgemeine Bildung im 19. Jahrhundert“ [vgl. „Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze. Werke aus dem Nachlass“, Beck 2003, Seite 23] zu schreiben. Das war seine erste Schrift in der Gattung der Kulturphilosophie, und man kann sie wohl als Keim seiner späteren Kulturkritik und der Philosophiekritik betrachten. Was der 24-jährige dort schrieb, kündigt schon an, was er 1923 unter dem Titel „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“ veröffentlichen wird und später noch, in den Jahren des Zweiten Weltkrieges, den Aufsatz „Die geistige und materielle Situation der Zeit“<sup>xii</sup>. Kulturphilosophie ist Kulturkritik,

ist Denken und Bedenken über den Lauf der Gesellschaft, den Lauf der Geschichte, also das Schicksal der konkreten, realen Menschheit.

Die Zeit des Niedergangs hält an. Anno 1943 schrieb der 68-jährige Schweitzer: „... wir müssen feststellen, dass wir seit einem Jahrhundert und noch mehr in einer Zeit leben, in der es nur Fortschritte des Wissens und Könnens, aber keinen geistigen Fortschritt, sondern nur stetigen geistigen Rückschritt gibt ...“ Ein „durch unzureichendes Denken herbeigeführtes Kraftloswerden des Geistes“ ist für lange Zeit aufgetreten ...<sup>xiii</sup>

Der 24-jährige hatte schon geschrieben, anfangs 1900, also in einer relativ friedlichen Zeit, dass wir in einer Zeit der „totalen philosophischen Unkultur“ leben. Wissenschaft alleine versichere keine Bildung, gründet keine Kultur. Der Fortschritt des Wissens schließt leider einen Rückgang der Zahl der gebildeten Menschen nicht aus. Und am Schluss seiner Abhandlung sprach Schweitzer von einem Jahrhundert, dem 19., in dem die Philosophie zuerst einen Höhepunkt erreichte und dann am Ende Bankrott machte.

Das erste Kapitel des ersten Bandes der Kulturphilosophie, „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“, erschienen 1923 bei C.H. Beck in München, ist so betitelt: „Die Schuld der Philosophie an dem Niedergang der Kultur“. Da heißt es, im zweiten Abschnitt: „Wir kamen von der Kultur ab, weil kein Nachdenken über Kultur unter uns vorhanden war“. Und weiter: „Die Philosophie philosophiert über alles, nur nicht über Kultur ...“<sup>xiv</sup> In der Kulturphilosophie handelt es sich schlicht um die Funktion, um den Sinn, um den Beruf der Philosophie in der Gesellschaft. Sein Leben lang offenbarte Schweitzer einen philosophischen Glauben, der vielleicht etwas naiv scheinen mag ... und der sich in ihm, in seinem Geist, in seiner Seele, mit dem religiösen christlichen Glauben verband. Ich kenne im 20. Jahrhundert nicht viele Denker, Philosophen, die so ernsthaft wie Schweitzer an die Philosophie glaubten!

Wie er dazu kam, die zwei ersten Bände seiner Kulturphilosophie zu schreiben und zu veröffentlichen, ist eine komplizierte, teilweise romanhafte Geschichte. Wie wir wissen – durch den autobiografischen Bericht „Aus meinem Leben und Denken“ – konnte Schweitzer sich erst merkwürdigerweise im August 1914, in Lambarene, an das Schreiben eines echten philosophischen Werkes setzen. Der Krieg war ausgebrochen, und die Arbeit im Spital wurde ihm verboten. Als Kriegsgefangener nahm er die

Kulturphilosophie in Angriff. Ein Buch über das Problem des Daseins sollte es sein. „Kultur und Ethik“ ist das auch, subjektiv, und zugleich ist dieses Werk objektive Kulturphilosophie. Kulturphilosophie unterscheidet sich von Naturphilosophie. Naturphilosophie haben die Alten (besonders die Stoiker und die Epikureer) im Großen getrieben. In der modernen Zeit waren es Spinoza, Goethe und zuletzt der deutsche Idealismus, Hegel und Schelling. Dann ist im Laufe des 19. Jahrhunderts die Naturphilosophie unmöglich geworden, außer Kurs gesetzt. Denn die Naturanschauung (um die geht es ja) ist jetzt ganz und mit Recht von den rationellen Naturwissenschaften bestimmt. Das sah Schweitzer als Rationalist ganz deutlich ein. Für Metaphysik, für das Transzendente hatte er wenig übrig. „Was transzendental ist, habe ich nie kapiert!“<sup>xv</sup>

Sein Feld war die Kulturphilosophie und die Ethik, also die realen und idealen Beziehungen dazwischen. Die Ethik lässt sich in das Prinzip der Ehrfurcht vor dem Leben zusammenfassen. Welche Bedeutung kann nun für uns heute, für unsere Gegenwart, die Ethik, diese Kulturphilosophie, haben?

Kurz, hier nur zwei Betrachtungen, die ich dialektisch in Form von zwei Mottos zusammenzufassen versuchen möchte:

**Erstes Motto:** Keine Kultur ohne Ethik und auch keine Ethik ohne Kultur.

**Zweites Motto:** Keine Kultur ohne Fortschritt (mindestens: Keine Kultur ohne eine Fortschrittsgesinnung, ohne einen Fortschrittswillen) und wiederum: Kein Fortschritt ohne Kultur!

1) Das Wesentliche, das uns Schweitzer gelehrt hat, ist, dass es keine lebensfähige Kultur geben kann ohne Ethik. Das mag banal klingen, ist aber im Gegensatz zu der marxistischen Auffassung zu hören. Marx und alle seine Epigonen behaupten: das Fundament jeder Kultur ist die Wirtschaft. Die wirtschaftlichen Kräfte und Verhältnisse bestimmen, gründen den kulturellen Aufbau, ja Überbau. Nein, und die Geschichte hat es bewiesen, der Lauf der Dinge beweist es alltäglich, jede Kultur, um Stand zu halten, braucht eine Ethik. Und umgekehrt: die Ethik, um vermittelt zu sein und lebendig zu werden, braucht die Kultur. Die ethischen Gefühle und Regeln sind den Menschen nicht bloß von der guten Natur gegeben; es braucht eine Erziehung, es braucht das Nachdenken, und es braucht Sitten.

Ein großes Problem ist: wie können wir die Ethik in Sitten umsetzen? Das ist eine Notwendigkeit. Wie können wir von der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben aus eine Kultur gründen, das heißt Sitten herstellen, die konkret, im Alltag, das Leben achten und schonen? Was in der Schweitzer-schen Kulturphilosophie fehlt, ist eine „Metaphysik der Sitten“. Solch eine Metaphysik hat der alte Kant noch auszuarbeiten gewusst. Schweitzer hatte wohl einen vierten Band seiner Kulturphilosophie geplant, der „Kulturstaat“ sollte sein Thema sein. Er fand aber keine Zeit mehr dafür, er blieb im dritten Band – „Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“ – stecken. So, wie man es ahnen kann, hätte dieser vierte Teil die Problematik einer Metaphysik der Sitten angeschnitten, das heißt: das Problem einer Umsetzung der Ethik in Sitten.

2) Die Frage des Fortschritts. Wir haben's gesehen: Schweitzer stellte sich immer sehr kritisch dem Fortschritt gegenüber und zeigte sich ablehnend oder skeptisch oder pessimistisch. Die technische und die geistige (das heißt auch: die sittliche) Entwicklung halten nicht Schritt miteinander. Technische, ins Grenzenlose ausgedehnte Entwicklung auf der einen Seite. Ethische – und sittliche – Verkümmern auf der anderen. Das erleben wir heute genug, und das kann uns beängstigen. Ja, zur Verzweiflung bringen. Leicht ist es und sogar verlockend, die Kulturkritik fortzusetzen und an dem sogenannten Fortschritt zu verzweifeln, über die Misere der modernen Welt zu weinen. Wer glaubt noch an einen festen Fortschritt heutzutage? Kritische Argumente finden wir mehr als genug. Und trotzdem lernt uns Schweitzer: wir dürfen das Hoffen nicht verlieren. Wenn wir an keinen Fortschritt mehr glauben, so sind wir Nihilisten, so geben wir alles auf, so geben wir jeden Sinn auf, den Sinn des Lebens, des menschlichen Daseins, des Menschseins ... Denn der Fortschrittsglaube und der Fortschrittswille sind an der Ethik befestigt. Und die Ethik an dem Fortschritt oder an der Hoffnung.

So der Zwang der modernen Zeit. So das Schicksal des modernen Menschen. „Nicht mehr kann sich der Fortschrittsglaube von der Ethik loslösen wie das schlecht befestigte Rad vom Karren. Unzertrennlich laufen beide auf derselben Achse.“<sup>xvi</sup> Ist das nicht ein schönes Bild? Eine erleuchtende Metapher? An diese Metapher will ich meine Gedanken festigen.

Die Bedeutung von Schweitzers Kulturphilosophie für mich persön-

lich? In der heutigen Weltlage? Sie hilft mir zu hoffen trotz allem. Weil sie das Hoffungsprinzip in den Logos gründet.

Der Vortrag wurde gehalten in der Kirchengemeinde St. Wilhelm, Straßburg.

- 
- <sup>i</sup> Brief von Albert Schweitzer an Helene Bresslau, November 1904. Siehe Albert Schweitzer, Helene Bresslau, „Die Jahre vor Lambarene, Briefe 1902–1912“, Verlag C.H. Beck, München, 1992.
- <sup>ii</sup> „Aus meiner Kindheit und Jugendzeit, Gesammelte Werke in fünf Bänden“, Band 1, S. 297.
- <sup>iii</sup> „Aus meinem Leben und Denken“, Band I der G.W., S. 27.
- <sup>iv</sup> Ebd., S. 36.
- <sup>v</sup> Nach dem Bericht des Biographen Harald Steffahn, der Albert Schweitzer in Lambarene noch besucht und unmittelbar von ihm viel erfahren hat. Siehe „Du aber folge mir nach, Albert Schweitzers Werk und Wirkung“, Verlag Paul Haupt Bern und Stuttgart, S. 135.
- <sup>vi</sup> Siehe „Albert Schweitzer Predigten 1898–1948“, Werke aus dem Nachlass, Verlag C.H. Beck, München.
- <sup>vii</sup> Verfasser des umstrittenen, aber sehr lehrreichen Buches „Albert Schweitzer, Größe und Grenzen“, Ernst Reinhardt Verlag München Basel, 1974.
- <sup>viii</sup> „Gesammelte Werke“, Band I, S. 44.
- <sup>ix</sup> Siehe das oben schon erwähnte Buch, „Die Jahre vor Lambarene ...“, S. 82.
- <sup>x</sup> Ebd., S. 44.
- <sup>xi</sup> G.W., Band I, S. 158.
- <sup>xii</sup> Siehe im zweiten Band der „Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben“, Werke aus dem Nachlass.
- <sup>xiii</sup> Ebd., S. 208.
- <sup>xiv</sup> G.W., Band II.
- <sup>xv</sup> Dies vertraute er H. Steffahn an. Siehe dessen schon erwähntes Buch „Du aber folge mir nach“, S. 85.
- <sup>xvi</sup> G.W., Band II, S. 374 (Ende des XX. Kapitels des zweiten Teils der „Kulturphilosophie“).

# Ehrfurcht vor dem Leben in der Überlebenskrise heute

AUS: RUNDBRIEF NR. 96 – AUGUST 2004, S. 22 BIS 26

Kein Jahrhundert hat das Bedürfnis nach der Ehrfurcht vor dem Leben so sehr empfunden und beschworen wie das gerade zu Ende gegangene 20. Jahrhundert. Aus furchtbaren Erfahrungen zweier Weltkriege hervorgegangen, wurden die Jahre des internationalen Wiederaufbaus und des technisch-industriellen Fortschritts bald von der globalen ökologischen Krise überschattet. Und damit war auf vielfältige Weise der Ruf nach der Ehrfurcht vor dem Leben verbunden. Auf den großen internationalen Umweltkonferenzen, nicht zuletzt auf der Weltkonferenz in Rio de Janeiro 1992, wurde die gemeinsame Verantwortung für das Leben auf der Erde beschworen. Dort heißt es: *„Die Menschheit steht an einem entscheidenden Punkt ihrer Geschichte. Wir haben eine zunehmende Ungleichheit zwischen und innerhalb von Völkern, eine immer größere Armut, immer mehr Hunger, Krankheit und Analphabetentum sowie fortschreitende Schädigung der Ökosysteme.“* Und in der Präambel des „Übereinkommens der Vereinten Nationen über die biologische Vielfalt“ wird der Erhalt der biologischen Vielfalt *„in theologischer, genetischer, sozialer, wirtschaftlicher, erzieherischer, ästhetischer und kultureller Hinsicht“* mit einem geradezu überbordenden Wortreichtum beschworen. Verglichen damit ist die Erklärung des Parlaments der Weltreligionen von 1993, die zur Achtung vor dem Leben aller Kreaturen aufruft, zurückhaltend formuliert.

So wäre also die von Albert Schweitzer 1915 auf den Weg gebrachte Botschaft der Ehrfurcht vor allem Leben inzwischen bei allen Menschen angekommen und zum Gemeingut aller Völker und Kulturen geworden? Es handelt sich wohl eher um eine Krisenansage. Gleichzeitig erahnen wir, was uns da unter dem Druck lebensfeindlicher Interessen zwischen den Fingern zu entrinnen droht. Das Menetekel der Überlebenskrise ist durchwirkt von der schmerzlichen Verlust Erfahrung einer unermesslich reichen

Lebenswelt. Ob wir sie unter dem Blickwinkel der Astronauten als blauen Planeten wahrnehmen oder von den Reiseerfahrungen ausgehen, die Millionen von Touristen aus den reichen Ländern machen, immer ist die Erde auf eine begeisternde Weise Heimat des Lebens und damit auch die Heimat der Menschen: einmalig, kostbar, nützlich, auf vielfältige Weise vernetzt, verletzlich und in allem bewahrenswert.

Noch nie wurden wir der Geheimnisse und Schönheiten der Schöpfung so tiefgehend ansichtig, wie es heute mit Hilfe der modernen Medien und Aufnahmetechniken möglich ist. Ob wir die Wale singen hören oder die Fledermäuse auf ihrem Zickzackflug begleiten – in der Begeisterung darüber sind wir mit den Lobpreisungen der Schöpfung in den alten Bibeltexten elementar verbunden: *„Die Erde ist voll von deinen Geschöpfen. Da ist das weite, unermessliche Meer, darin wimmelt es von Lebewesen ... Schiffe ziehen dort ihre Bahn“* (Ps 104).

Anlass zur Ehrfurcht ist die Erde aber auch darin, dass sie uns trägt und nährt. Von den frühen Jäger- und Sammlerkulturen bis hin zu den modernen Formen des Landbaus schenkt uns die Erde, was wir brauchen. Dies allerdings nur dann, wenn wir die Formen unseres Anbaus von der Achtung vor dem Leben bestimmen lassen: nicht Ausbeutung, sondern pflegliche Nutzung!

Ehrfurcht vor dem Leben ist also Begeisterung, ist Leidenschaft für die Vielfalt und für das Ganze der Schöpfung, Erntedank, aber auch Leidenschaft in der Freude über mein eigenes Leben-dürfen, über mein Teilhaben am Leben. Albert Schweitzer umreißt das Gebot zur Ehrfurcht vor dem Leben mit dem Satz: *„Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“* In meinem Lebenswillen, in meinem Hängen am Leben werde ich des Geheimnisses meines, aber auch alles anderen Lebens gewahr. Aber dort, wo diese fundamentale Vorgabe, dass das Leben mir zugewendet und eröffnet ist, zerbricht und ich in Verzweiflung stürze, dort greift der suizidale Zwang der Selbstzerstörung um sich. Wie stark muss dieser Impuls zur Lebenshoffnung doch sein, dass selbst bei denen, die auf den Abfallhalden des Lebens von heute elend vegetieren müssen und Grund zu tiefster Verzweiflung hätten, der Wille zum Leben nicht verlöschen will.

Der tiefere Grund der Ehrfurcht vor dem Leben ist also „Lebens- und Weltbejahung“. Ein Ja, das mir zugesprochen wurde, ehe ich antworten

konnte. Ein Ja, das durch die unendlich vielen Schritte der allgemeinen Schöpfungsgeschichte, die vorausgingen, vermittelt ist. Ein Ja, das in der Beschaffenheit meines Körpers und in den Strukturen meines Bewusstseins Fleisch geworden ist. Ein befreiendes, ein zum Leben befähigendes Ja.

Aber, warum ist dieses Ja der Ehrfurcht vor dem Leben heute in der Überlebenskrise so schrecklich schwach, obwohl es doch, wie wir gehört haben, von allen beschworen wird, von den Religionen, von den christlichen Kirchen, von den Umwelt- und Tierschützern, auch von den Industrieleuten und Staatsmännern und in den von ihnen formulierten Verträgen? Es ist kein ehrliches Ja, das wir da hören, vielmehr ein Ja, das wir unter den Bedingungen unserer Interessen gestellt haben. Denken wir doch an das Interessengezerre auf den Weltklimakonferenzen! Oder an die aggressive Bedenkenlosigkeit, mit der sich die Massenautomobilisierung bei uns und andernorts immer noch ausweitete. Das Ansteigen der Spritpreise ist uns nur Anlass zu wehleidigem Gewimmer und zu kurzsichtigen Protesten. Wen interessiert es denn ernstlich, ob unsere Kinder und Enkel noch gesunde Wälder oder ein einigermaßen stabiles Klima haben? Und werden sie zu essen haben, wenn wir in den knapper werdenden Anbaugebieten weiter so Raubbau betreiben wie bisher? Das alles ist keine Kultur der Ehrfurcht vor dem Leben. Hier drückt man sich um die Frage nach der sozialen und ökologischen Verträglichkeit des neuzeitlichen Fortschritts herum.

Die heutige Ehrfurchtsverweigerung hat viele Wurzeln. Sie hängt mit der Geistesgeschichte Europas, aber auch mit mehr oder weniger bewussten aktuellen Denk- und Handlungszwängen zusammen. Der Psychotherapeut Horst-Eberhard Richter hat schon in den siebziger Jahren dem modernen Bewusstsein einen „Gotteskomplex“ bescheinigt. Das zu Beginn der Neuzeit von der Bindung an Gott frei gewordene menschliche Bewusstsein habe sich in eine zwanghafte Selbstübersteigerung – gewissermaßen die eigene Endlichkeit überspielend – hineinphantasiert und sich so eine quasi-göttliche Unermesslichkeit, einen infantilen Größenwahn zugelegt. Also eine Majestäterschleichung mit schlimmen Folgen für die dem Menschen anvertraute Lebenswelt!

Der Amerikaner Al Gore, der als junger Senator ein von parteipolitischen Interessen freies Umweltbuch mit dem Titel „Wege zum Gleich-

gewicht“ verfasst hatte, hat wohl damals den Kern der neuzeitlichen Bewusstseinsverhärtung am besten charakterisiert. Er spricht von der lebensfeindlichen Einsamkeit des neuzeitlichen Bewusstseins, von seinem „Eingeschreintsein“ in egoistische Habenzwänge: *„Wir schließen das Selbst als die Einbeit von ethischem Wert in einen Schrein ein, nicht bloß getrennt von der Natur, sondern auch getrennt von jedem Gefühl der Verpflichtung gegenüber anderen und nicht bloß anderen in künftigen Generationen, sondern zunehmend auch anderen in unserer eigenen Generation; und nicht bloß denen in fernen Ländern, sondern mehr und mehr auch denen in unseren eigenen Städten.“*

Das Evangelium der Christen spricht von der Hartherzigkeit, mit der Menschen, obwohl sie leben, dem Tod verfallen sind. Was aber würde geschehen, wenn wir zu leben wagten, wenn wir es wagten, dem durch die Ehrfurcht vermittelten Ja zu vertrauen und uns zu öffnen. Wenn die Ehrfurcht im Bewusstsein des von ihr berührten Menschen Lebens- und Weltbejahung auslöst, macht sie eine Befreiungserfahrung, die weit über den eigenen Bereich hinausgeht und den Mitmenschen und die Mitkreatur einschließt. Der enge, krankmachende Schrein ist gesprengt, und die dadurch ermöglichte Befreiungserfahrung ist die Voraussetzung für die Zuwendung zum Mitleben. Albert Schweitzer charakterisiert diesen Befreiungsprozess so: *„In dem Maße, als sie ethisch wird, wird die Lebens- und Weltbejahung wissend über sich selbst. Erst durch die Ethik, die sich der Nötigung nicht entzieht, teilnehmendes Verhalten zur Kreatur zu fordern, erlangt die Weltbejahung die wahre Weite.“*

Ehrfurcht vor dem Leben ist eine Fundamentalerfahrung im Blick auf mein Bewusstsein und das mir zugeeignete Leben, aber sie wird real erst in dem Augenblick, in dem sie sich öffnet und das Mitleben ausnahmslos mit einbezieht. Es geht um das Wirksamwerden einer Nötigung, die zu praktischer Ehrfurcht gegenüber Mitmenschen und Mitkreaturen führt. In der so beschriebenen Ehrfurcht liegt eine Erfahrung, die sich durchaus mit dem von Luther beschriebenen Vorgang der Befreiung des sündigen Menschen durch die Gnade Gottes berührt. Nur, dass der Horizont der durch die Ehrfurcht eröffneten Handlungsperspektive weit über die Menschenwelt hinaus in die ganze irdische Lebenswelt hineinreicht und diese umschließt.

Aus der Dynamik dieser Horizonterweiterung ließen sich wahre Wunder des Lebens vollbringen, nicht nur persönliche, sondern auch in kritischer Auseinandersetzung mit der Wissenschaft, Technik, Ökonomie und Politik. Ehrfurcht vor dem Leben wäre also auf vielen Ebenen zu praktizieren: in der elementaren Mensch-Mensch- und Mensch-Kreatur-Beziehung. Bei der Entwicklung von Technik, die nun nicht mehr auf Ausbeutung, sondern Koproduktion mit dem Lebenszusammenhang ausgelegt wäre. Bei der Bewirtschaftung von Natur in der Land- und Forstwirtschaft, aber ebenso auch in der Sekundärproduktion auf allen Feldern der Warenherstellung. Insgesamt ginge es um eine Kultur der Nachhaltigkeit, die darum bemüht wäre, die Lebensbedürfnisse aller miteinander existierender Lebensformen so abzustimmen, dass auf Dauer für alle Existenzen Möglichkeiten bestehen. Also keine Ausbeutung, die zur Verwüstung und zum Zusammenbruch führe. Der Philosoph Klaus-Michael Meyer-Abich sagt zu Recht: *„Nachdem wir die Landwirtschaft industrialisiert haben, stehen wir nun vor der Aufgabe, die Industrie zu verlandwirtschaftlichen.“*

Man hat der Ethik der Ehrfurcht vor allem Leben unterstellt, dass sie mit ihrer Absicht, alles Leben fördern und erhalten zu wollen, in ausweglosen Entscheidungsprozessen stecken bleiben müsse. Bei dieser Kritik wird übersehen, dass die Grundeinstellung der Ehrfurcht vor dem Leben bei prinzipieller Hochschätzung aller Lebensformen gerade zu einer differenzierten Betrachtung der verschiedenen Lebensbedürfnisse anleitet. Es ist die Ehrfurcht, die für die Verschiedenheit der kreatürlichen Bedürfnisse sehend macht. Letztendlich geht es um die faszinierende Aufgabe, am Netz des Lebens, wie es sich aus einer langen Werdensgeschichte ergeben hat, in aller Behutsamkeit so weiter zu stricken, dass neue Muster der Schöpfung Gestalt gewinnen können. Die christlichen Kirchen stehen dabei vor der fundamentalen Aufgabe, den tieferen Ursprung der Ehrfurcht, die Herkunft jenes allem Geschehen vorausgehenden Ja so unmissverständlich anzusagen, dass sie vor jedem Kleinglauben und vor jeder Austrocknung durch neurotische Habenzwänge bewahrt bleiben.



*Helene Schweitzer Bresslau, Rbena Schweitzer-Miller und Albert Schweitzer in Günsbach 1954*

[Aus: *Lebenswerte. Orientierung im Wandel der Welt.* Hrsg. Klaus Möllering und Ulrich Beblau. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2001, S. 275–281. Mit freundlicher Genehmigung der Evangelischen Verlagsanstalt.]

## ZU DEN RUNDBRIEFEN

Begründet wurden die Rundbriefe von Richard Kik, zuerst in Form von eher privaten Mitteilungen an Mitglieder des Freundeskreises um Albert Schweitzer. Im August 1947 hat er dann die erste Nummer des Rundbriefes mit einem Umfang von acht Seiten versendet. Der eigentlich erste „richtige“ Rundbrief, der Rundbrief Nr. 2, wurde dann im Januar 1952 zum 77. Geburtstag von Albert Schweitzer herausgegeben.

Bestanden die ersten Rundbriefe noch aus kleinen Mitteilungen und Briefauszügen von Helfern, Freunden wie auch von Albert Schweitzer selbst, so erweiterte sie Richard Kik dann in der Folgezeit mit Schilderungen, Berichten, Zeitungsausschnitten und Essays.

Nach dem Tod von Richard Kik führte dessen Frau Mine die redaktionelle Arbeit der Rundbriefe bis 1977 fort. Ihr folgten Manfred Hänisch (bis 1992) und Hans-Peter Anders. Seit der Ausgabe Dezember 2001 ist die Redaktion direkt dem Vorstand des Deutschen Hilfsvereins für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V. und dem jeweiligen Vorsitzenden unterstellt: Tomaso Carnetto bis Ausgabe Nr. 96 (2004) und Dr. phil. Karsten Weber bis 2006. Seit 2007 (Ausgabe Nr. 99) ist Dr. med. Einhard Weber verantwortlicher Redakteur der Rundbriefe.

Gab es seit Beginn der Herausgabe der Rundbriefe pro Jahr zwei Ausgaben, so erscheint der Rundbrief seit 2002 nun einmal jährlich und dazu drei- bis viermal pro Jahr Albert-Schweitzer-Aktuell (ASA).

## AUTORENVERZEICHNIS

### **Günter Altner**

*Geb. 20.9.1936 in Breslau, gest. 6.12.2011 in Berlin; Studium der Evangelischen Theologie und Biologie in Wuppertal, Göttingen, Mainz und Gießen, seit 1961 in der Akademierarbeit der Evangelischen Kirche im Rheinland tätig, 1968–1971 Studienleiter für Grenzfragen im Bereich Theologie und Naturwissenschaften an der Evangelischen Akademie in Mülheim an der Ruhr, 1971 Professor für Humanbiologie an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, 1973 Wissenschaftlicher Referent an der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg, 1977–1999 Professor für Evangelische Theologie mit Schwerpunkt Systematische Theologie und Sozialethik an der Universität Koblenz-Landau, 1977 Mitbegründer des Institutes für angewandte Ökologie e.V. in Freiburg, 1979–1982 Mitglied der Enquete-Kommission „Zukünftige Kernenergiepolitik“ des Deutschen Bundestages, 1999–2002 Mitglied im Ethik-Beirat beim Bundesministerium für Gesundheit.*

### **Edith Fischer**

*Geb. 10.08.1912 in Erdmannsdorf/Sachsen, gest. 21.6.2010 in Treuchtlingen; reiste zwischen 1961 und 1987 insgesamt 12 mal nach Lambarene und arbeitete dort als Krankenschwester im Spital. Aus den prägenden Begegnungen mit Albert Schweitzer während der ersten drei Reisen gingen zahlreiche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie Berichte in Rundbriefen hervor. Sie schrieb drei Bücher über ihre Erlebnisse in Lambarene und hielt bis ins Jahr 2000 Vorträge über Schweitzer. Dem DHV vererbte sie ihre Wohnung in Treuchtlingen.*

### **Erich Fromm**

*Geb. 23.03.1900 in Frankfurt am Main, gest. 18.03.1980 in Muralto/Schweiz; Psychoanalytiker, Philosoph und Sozialpsychologe. Entwickelte eine eigenständige Sozialpsychologie, war in den Dreißiger Jahren Mitglied der Frankfurter Schule und lehrte nach seiner Emigration in den USA und Mexiko. Verfasser sehr bekannter Bücher wie „Die Kunst des Liebens“ und „Haben oder Sein“. Briefwechsel mit Albert Schweitzer, belegt durch einen Dankesbrief vom 11. Februar 1965 an Fromm, dem offenbar ein Geburtstagsgruß an Schweitzer vorausging.*

### **Ulrike Hänisch,**

#### **heute Dr. phil. Ulrike Voigt**

*Geb. 1963; Studium der Germanistik und Evangelischen Theologie, arbeitete lange im Verlagswesen und ist jetzt als freie Lektorin, Herausgeberin und Autorin tätig. Sie ist die Tochter des langjährigen Redakteurs des „Albert-Schweitzer-Rundbriefs“ und daher seit ihrer Kindheit mit dem Leben und Werk Albert Schweitzers vertraut. Sie ist Laienpredigerin der Evangelisch-methodistischen Kirche und lebt mit ihrer Familie in Stuttgart.*

### **Richard Kik**

*Geb. 5.11.1899 in Ötlingen, gest. 21.12.1969 in Heidenheim an der Brenz; nach Studium der Heilpädagogik in Tübingen 1927 Hilfsschullehrer in Ulm, Leiter der Kreisbildstelle ebd. Als Junglehrer hielt er Volkshochschulvorträge in Ulm, wobei er sich auch mit Albert Schweitzers Gedankengut beschäftigte. 1929 kam es zu einer ersten von zahlreichen Begegnungen mit Schweitzer, die zu einer treuen Lebensfreundschaft führten. 1930 begründete er den ersten deutschlandweiten Albert-Schweitzer-Freundeskreis und die „Rundbriefe für alle Freunde von Albert Schweitzer“, die er bis zu seinem Tode herausgab. Nach dem 2. Weltkrieg war er Rektor in Heidenheim an der Brenz.*

**Tony van Leer**

Geb. 20.08.1919 in Laren, Holland, gest. 30.07.2011; über 10 Jahre Mitarbeiterin von Albert Schweitzer in Lambarene, begleitete Helene Schweitzer auf ihrer letzten Reise von Lambarene nach Europa 1957, baute seit 1971 zusammen mit Ali Silver das Zentralarchiv in Günsbach auf.

**Verena Mühlstein**

Geb. 1953; Dr. med., Studium der Medizin und Philosophie, tätig in der Arzneimittelforschung. Sie ist Autorin des Buchs „Helene Schweitzer Bresslau. Ein Leben für Lambarene“ und lebt mit ihrer Familie in München.

**Walter Munz**

Geb. 1933; arbeitete von 1961 bis 1969 als Arzt bei Albert Schweitzer und wurde von ihm 1964, ein Jahr vor seinem Tode, als sein erster Nachfolger und Chefarzt in Lambarene eingesetzt. Später wirkte er in der Schweiz als Chirurg im Spital von Wil und war Leiter der Sozialmedizinischen Krankenstation Sune-Egge von Pfarrer Sieber für Drogenpatienten und Aidskranke in Zürich.

**Daniel Neuhoff**

Geb. 1966; Dr. agr., Hochschuldozent für Ökologischen Landbau im Institut für Organischen Landbau der Universität Bonn. Vom Ende der neunziger Jahre bis zu deren Auflösung war er im Vorstand der Wissenschaftlichen Albert-Schweitzer-Gesellschaft zunächst als Schriftführer und schließlich als Schatzmeister tätig. Seit 2007 ist er im Vorstand des DHV aktiv. Sein menschliches Interesse an Schweitzer ist von großer Dankbarkeit für dessen ständige Ermutigung zur Ethik der Tat geprägt. Philosophisch gilt sein Interesse insbesondere dem Verhältnis Mensch – Tier und der Frage, wie sich die Landwirtschaft im Sinne des Gedankengutes von Schweitzer entwickeln sollte.

**Mathias Schüz**

Geb. 1956; Dr. phil., Studium der Physik, Philosophie und Pädagogik in Mainz, 1982 Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, nach seiner Promotion über das Gesamtwerk von Carl Friedrich von Weizsäcker von 1985 bis 1987 Trainee und Vertriebsbeauftragter bei IBM, 1990–2003 Mitinitiator der Gerling Akademie für Risikoforschung in Zürich und dort bis zu deren Auflösung Mitglied der Geschäftsleitung, verantwortlich für die Corporate University der Gerling Versicherungsgruppe, 2000–2009 Dozent an der Fachhochschule Salzburg und der Universität Klagenfurt für Value-based Management und Angewandte Unternehmensethik, seit 2006 Dozent an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) mit Schwerpunkt International Strategic Management, Corporate Responsibility, Managing Diversities und Unternehmensethik und stellvertretender Leiter des Center for International Business. Zahlreiche Publikationen zu den Themen: Naturphilosophie und Philosophie der modernen Physik, Dialog Naturwissenschaft und Religion, Unternehmensethik.

**Rhena Schweitzer-Miller**

Geb. 14.1.1919 in Strasbourg, gest. 22.2.2009 in Los Angeles; Tochter von Albert Schweitzer und Helene Schweitzer Bresslau, wuchs in Deutschland, Frankreich und der Schweiz auf, in erster Ehe verheiratet mit dem elsässischen Orgelbauer Jean Eckert, vier Kinder, in zweiter Ehe mit dem amerikanischen Arzt David C. Miller. Sie absolvierte eine medizinisch-technische Ausbildung und arbeitete ab 1960 im Spital in Lambarene mit. Nach dem Tod ihres Vaters übernahm sie von 1965 bis 1970 die administrative Leitung des Spitals. Mit ihrem zweiten Mann widmete sie sich in mehreren Ländern der humanitären medizinischen Arbeit im Geist ihres Vaters: u. a. in Indien, Vietnam, Bangladesch, Nigeria, Jemen und Ägypten. Zusammen mit Harold Robles gründete sie 1984 das Albert Schweitzer Institute for the Humanities.

**Jean-Paul Sorg**

Elsässer, geb. 1941; Professor für Philosophie. Seit ca.1986 Mitglied der französischen Vereinigung der Freunde Albert Schweitzers (AFAAS), deren Vorsitzender er von 2008 bis 2011 war, und seit 2003 Chefredakteur der „Cabiers Albert Schweitzer“. Herausgeber des vollständigen Briefwechsels in 3 Bänden zwischen Albert Schweitzer und Helene Bresslau (1901–1912); Veröffentlichung einer Anthologie: „Humanisme et Mystique“ (Verlag Albin Michel, Paris 1995). Zahlreiche Studien und Übertragungen von Schweitzers Schriften ins Französische („Goethe Reden“, „Kritik der psychiatrischen Beurteilung Jesu“, „Predigten“, „Letzte Straßburger Vorlesungen“ usw.). Er hat auch zwei Bücher von Walter Munz übersetzt: „Albert Schweitzer im Gedächtnis der Afrikaner und in meiner Erinnerung“ und „Mit dem Herzen einer Gazelle und der Haut eines Nilferds“.

**Harald Steffahn**

Geb. 1930 in Berlin; 1949–51 Zeitungsvolontariat in Hamburg. Danach Studium der Geschichte und Politischen Wissenschaft in Hamburg und Berlin. Promotion zum Dr. phil., 1960–1975 Redakteur bei der Deutschen Presse-Agentur und der ZEIT. Seither selbstständig. Unter anderem 36 Jahre Hörfunk-Mitarbeiter. 1961 und 1964 Aufenthalte in Lambarene. Freundschaft mit Albert Schweitzer in seinen letzten Lebensjahren. Daraus ging später die Herausgabe eines Schweitzer-Lesebuchs im Verlag C.H. Beck hervor (jetzt 5. Auflage) und die Rowohlt-Monographie „Albert Schweitzer“ (18. Auflage).

**Marie Woytt-Secretan**

Geb. 18.1.1900 in Fairbanks/Texas, gest. 3.10.1990 in Strasbourg; verheiratet mit Schweitzers Neffen Gustav Woytt, war vom 25.12.1929 bis 7.1.1932 als Mitarbeiterin Schweitzers in Lambarene tätig. Ihr Buch „Albert Schweitzer baut Lambarene“ (Königstein 1957) ist neben Schweitzers eigenen Berichten die wichtigste Darstellung der frühen Jahre (erweiterte Neuauflage unter dem Titel: „Albert Schweitzers Lambarene lebt“, Königstein 1979). Ferner veröffentlichte sie den biographischen Band „Albert Schweitzer. Der Urwald doktor von Lambarene“ (Bern 1947).



## IMPRESSUM

### ALBERT SCHWEITZER – HUNDERT JAHRE MENSCHLICHKEIT

LESENS- UND NACHDENKENSWERTES AUS FRÜHEREN RUNDBRIEFEN

RUNDBRIEF-AUSGABE NR. 105

ZUM 100. JUBILÄUM DER SPITALGRÜNDUNG IN LAMBARENE

**JAHRBUCH 2013 FÜR DIE FREUNDE VON ALBERT SCHWEITZER**

ISBN: 978-3-9815417-0-0  
Herausgeber: Dr. Daniel Neuhoff, Dr. Stefan Walther, Dr. med. Einhard Weber (Vi.S.d.P.), Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene e. V., Wolfsgangstraße 109, 60322 Frankfurt am Main  
info@albert-schweitzer-zentrum.de  
www.albert-schweitzer-zentrum.de  
Mai/Juni 2013 – 4.000 Exemplare

*Alle Rechte beim Herausgeber und den beteiligten Autoren. Kein Teil dieser Publikation darf reproduziert oder in jeglicher Form oder mit jeglichen Mitteln übertragen werden, weder elektronisch noch mechanisch, einschließlich Fotokopie, Aufzeichnung oder jedwede andere Informationsspeicherung ohne die vorherige schriftliche Erlaubnis des Herausgebers.*

Redaktion: Dr. Daniel Neuhoff, Dr. Stefan Walther,  
Dr. med. Einhard Weber

Redaktionelle Mitarbeit: Dr. Andrea Blochmann

Beratung, Gestaltung,  
Satz und Produktion: Harald Kubiczak, Diplom-Designer, Frankfurt am Main

Bildnachweis: *Titelbild aus dem Nachlass von Prof. Dr. Hermann Mai; vorderer Umschlag innen: Postkarte mit krankem Kind (Archiv DASZ), Lambarene, Juli 1927; hinterer Umschlag innen: Dr. Roland Wolf; Seite 2: Originale in der Dauerausstellung des DASZ; Seite 107: Archiv des DASZ.*

*Das Papier dieser Ausgabe ist FSC-zertifiziert.  
Druck: Druckerei Adis, Heidesheim*



*Spital Lambarene  
Kunde seit  
Bellharts*



## Lambarene braucht uns alle

bei den vielfältigen  
Aufgaben der medi-  
zinischen Versorgung,  
der Prävention von  
Infektionskrankheiten  
wie Aids und Malaria  
sowie der Förderung  
von sozialen Diensten  
in Schweitzers  
Lambarene-Spital.

**Sie können uns  
dabei helfen.**  
Spendenkonto  
des Deutschen  
Hilfsvereins:  
**0004 300 300**  
Deutsche Apotheker- u.  
Ärztebank eG  
**BLZ 300 606 01**